14/1984 PREIS 0,80 M

ISSN 0427-5217

FREIE Welt

Das Zopf-mädchen

FREIE WELT-Suchaktion wurde fündig

Salut in Managua

Bilder aus Nikaragua

Therapie in der Barokammer

Mit Druck gegen Rheuma

★ Inhalt

Medizin
Ein Bericht aus dem Institut für Rheumatologie in Moskau **Seite 4**

Arktis
Fallschirme über driftenden Polarstationen **Seite 10**

Nachrichtenmagazin **Seite 12**

FW-Suchaktion
Das Mädchen vom Hochofen I **Seite 16**

Literatur
Zum 100. Geburtstag des Schriftstellers Lion Feuchtwanger **Seite 20**

Tourismus-Brevier
Altgeorgische Dorfbräuche **Seite 24**

Zweiter Weltkrieg
Verschwörung gegen Hitler **Seite 26**

Geschichte
Im Rückspiegel. Erinnerungen an das Jahr der DDR-Gründung **Seite 28**

Bildfeuilleton
Kinder vom Schwarzen Meer **Seite 30**

Ballett
Primaballerina aus Perm **Seite 32**

Erzählung
Nina Katerli: „Der Mensch Firfarow und der Traktor" **Seite 34**

Humor **Seite 36**

Rätsel **Seite 38**

Kinderserie
„Der Zauberstift" **Seite 40**

Patentwesen
Auf ein Wort, Herr Minister **Seite 42**

Leserforum
Solidaritätstombola 1984: 4 UdSSR-Reisen zu gewinnen **Seite 44**

Wirtschaft
FW-Reporter bei den Wassermännern Bakus **Seite 46**

Sport
Kür mit Seil und Ball **Seite 50**

Bildbericht
FW-Sonderpreis für Fotos aus Nikaragua **Seite 52**

Titelbild:
Volkmar Billeb fotografierte die Therapie in der Barokammer in Moskau

Redaktionsschluß für dieses Heft: **29.6.1984**

★ Im Blickpunkt

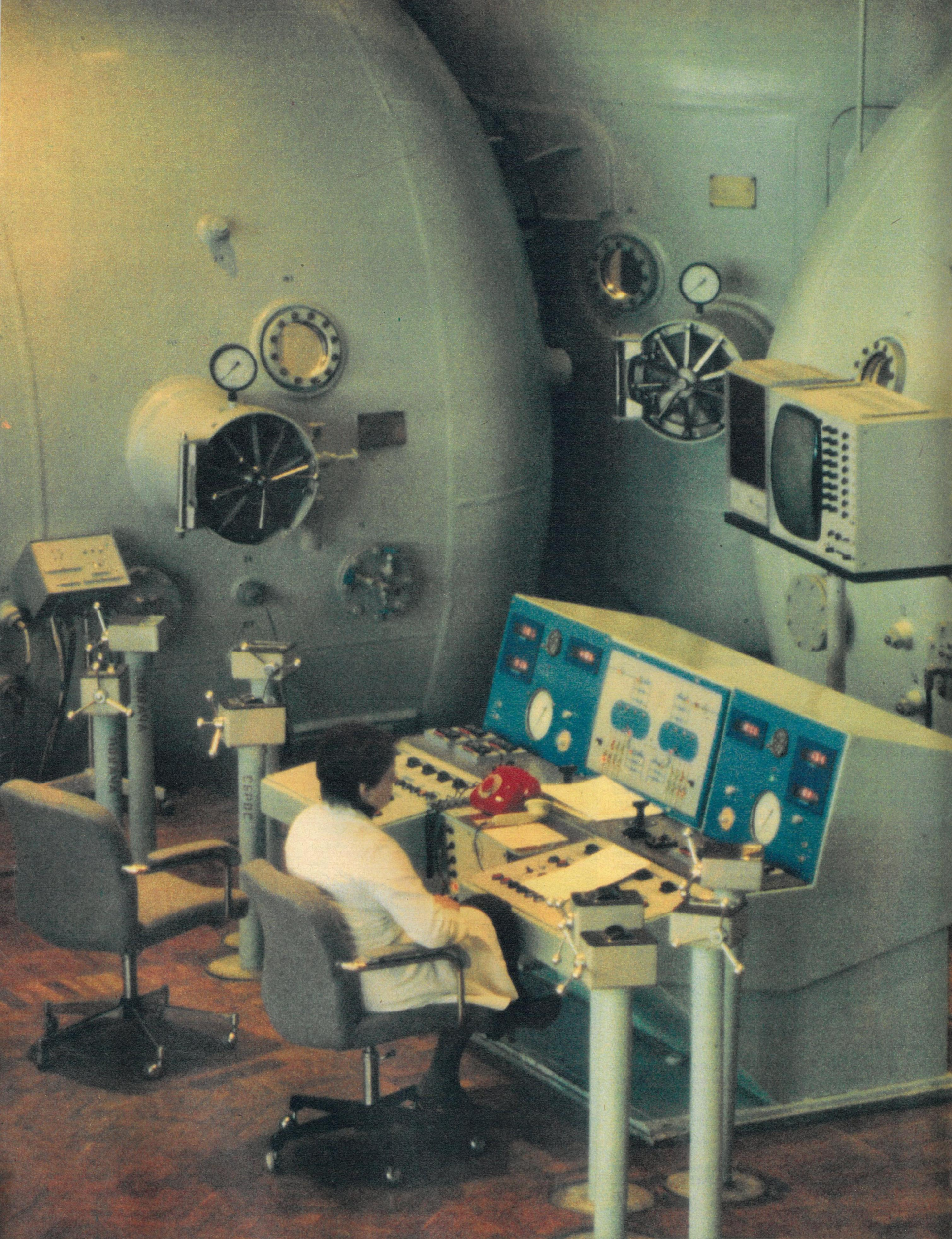
Ein runder Ferienspaß

Allmorgendlich zur Ferienzeit lotst Achmetchan Gilimschin, ruheloser Eisenbahner im Ruhestand, mit Signalpfeife und Winkzeichen die Lok TU 2-175 nebst vier Waggons über die Weichen des Depots auf das Hauptgleis der Strecke, die unter der Bezeichnung „ZDShD" im Register der sowjetischen Staatsbahnen eingetragen ist. Auffällig jungenhaft das Gesicht des Lokführers, der umsichtig die schwierige Rückwärts-Rangierfahrt des farbenfrohen Zuges meistert.

Ferienspaß der Jüngsten von Zelinograd in Kasachstan: eine von 46 sowjetischen Kindereisenbahnen. Zum Internationalen Tag des Kindes machte sie vor 38 Jahren ihre erste Reise. Die Spurweite des dampfgetriebenen Bahnbrechers von damals betrug 610 Millimeter, die winzigen Personenwägelchen mit Holzaufbau stammten von einer stillgelegten Kleinbahn. Heute mißt die Spurweite 750 Millimeter, eine moderne (kindgerecht verkleinerte) Diesellok zieht vier geräumige, elegante Ganzstahlwaggons polnischer Produktion hinter sich her: die attraktivste Attraktion des Kulturparks in der sowjetischen Neulandmetropole am Ufer des Ischim.

Dem Dienstreglement steht ein Wort von Akademiemitglied W. N. Obraszow voran: „Die Kindereisenbahnen sollen nicht nur Spiel, sondern Erziehungsmittel junger Eisenbahner sein.“ Ljudmila Mistschantschuk, Direktorin und wie alle Erwachsenen dort nur beratender Beobachter: „Bei uns geht's so exakt zu wie bei der großen Eisenbahn. Vielleicht noch ein bißchen genauer. Das liegt wohl an der besonderen Mischung von Spiel, Ferienvergnügen und ernsthafter Berufsvorbereitung, die wir bieten.“ In diesem Jahr nahmen 759 Schüler von 17 Zelinograder Schulen an den Vorbereitungslehrgängen teil. 515 von ihnen tun nun – nach bestandener Prüfung – ihren spielerischen Dienst. Elfjährig beginnen die Mädchen und Jungen ihre Laufbahn als Kindereisenbahner. Im ersten Jahr können sie's zum Schaffner bringen, im zweiten zum Stationsvorsteher, im dritten schon als Assistent dem Fahrer zurufen: „Signal auf grün!“ Auch die Lokführer sind – in ihrem vierten Jahr als Kindereisenbahner – noch längst nicht erwachsen. Viktor Schmidt und Renat Tolgenow, die Maschinisten beim Saisonstart 1984, zählen jeder gerade 15 Jahre. Für beide steht felsenfest: „Für uns gibt's keinen anderen Berufsweg als den bei der Eisenbahn.“ Von den 11 240 Schülern, die bisher die schmucke Uniform der ZDShD trugen, sind über 4000 Eisenbahner geworden, William Schneider zum Beispiel Hauptingenieur des Lokdepots beim Hauptbahnhof Zelinograd. Und die beiden Studenten der dortigen Eisenbahnfachschule Mischa Tschuischwilski und Andrej Sklerenko kommen oft an Wochenenden und betteln: „Dürfen wir nicht noch mal 'ne Runde drehen?“

Klaus Hurrelmann
(Text und Fotos)

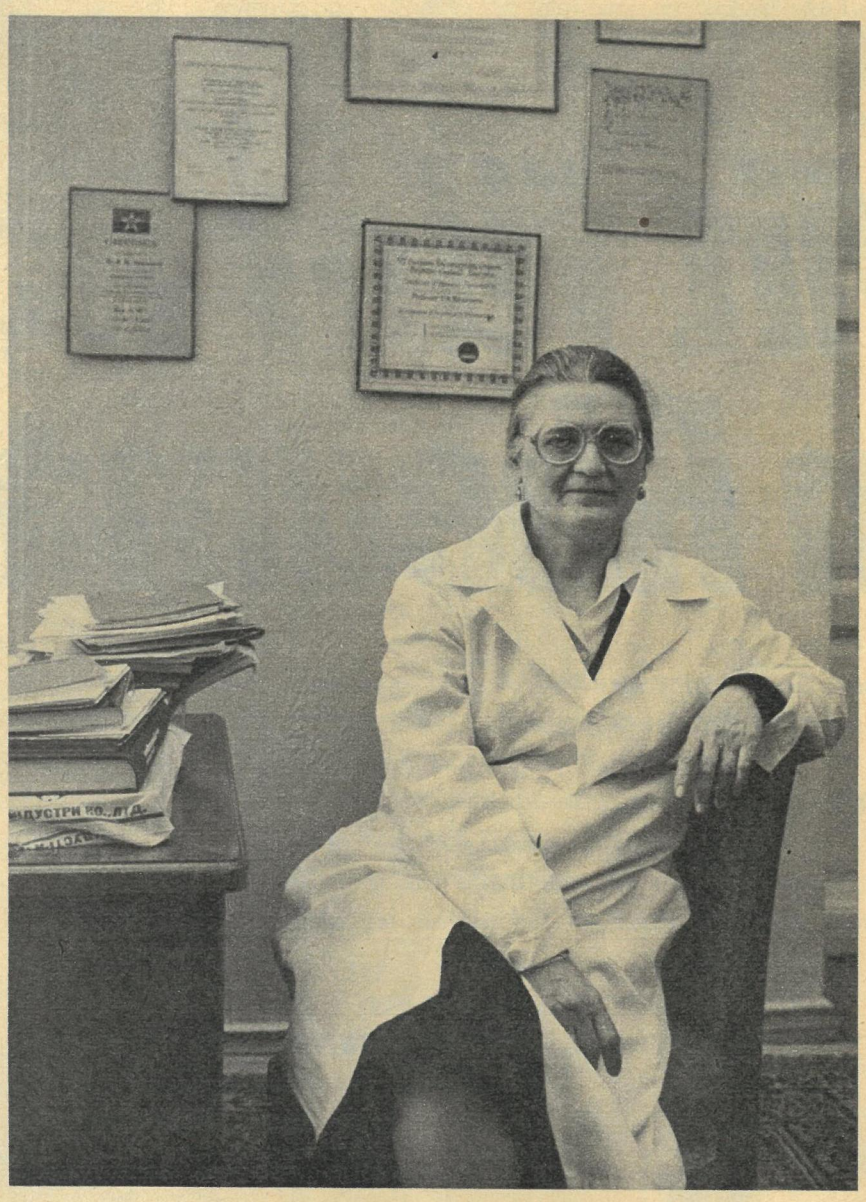


Mit fünf at gegen Rheuma

In diesen Druckkammern in Moskau werden Kranke mit rheumatischen Entzündungen der inneren Organe behandelt. Sie zählen zu den Millionen Menschen in der Welt, die an rheumatisch bedingten Beschwerden leiden. Wissenschaftler in vielen Ländern suchen seit Jahrzehnten nach den Ursachen einer der teuersten Erkrankungen und entwickelten eine Reihe von therapeutischen Verfahren, um den Kranken zu helfen.

Ein Beitrag von Jochen Mämecke (Text) und Volkmar Billeb (Fotos)

Mit fünf at gegen Rheuma



Genießt internationalen Ruf: Professor Dr. Valentina Nassonowa, Direktorin des Moskauer Instituts für Rheumatologie.

Wissenschaftler verschiedenster Fachrichtungen in aller Welt suchen angestrengt seit Jahrzehnten nach möglichen Erregern und anderen Ursachen rheumatischer Erkrankungen. Noch immer sind die Gründe, warum sich Gelenke, Bänder, Bindegewebe, Muskeln durch entzündliche Prozesse verändern, weitgehend ungeklärt. Neueste Literatur, Kongreßberichte und Erfahrungen auch der sowjetischen Spezialisten bestätigen, daß eine ganze Reihe von Faktoren die Erkrankungen auslösen kann. Professor Dr. Valentina Nassonowa, Direktorin des Instituts für Rheumatologie der Akademie der Medizinischen Wissenschaften der UdSSR, sagte uns dazu: „Unsere Grundlagenforschung, die Arbeiten ausländischer Kollegen und experimentelle Studien deuten darauf hin, daß Erbfaktoren, immunologische Abwehrreaktionen, gestörter Stoffwechsel, Blutveränderungen, berufliche Einflüsse diese schweren Erkrankungen hervorrufen. Uns interessieren besonders die immunologischen Probleme, also die Schädigung der Abwehrreaktionen des Körpers." Das sieht, vereinfacht dargestellt, im Organismus etwa so aus: Eingedrungene Fremdsubstanzen regen den Organismus zur Produktion von Antikörpern an. Durch eine Fehlreaktion richten sie sich nicht nur gegen die auslösenden Erreger – Bakterien, Viren oder andere –, sondern schädigen auch eigene Zellen und Gewebe. Dies wiederum führt zu schwerwiegenden akuten und chronischen Entzündungen.

Rheuma – eine der teuersten Erkrankungen der Welt

Rheumatische Leiden waren bereits in der Antike bekannt. Die Bezeichnung Rheuma verwendeten Hippokrates und andere Ärzte des griechischen Altertums, abgeleitet vom griechischen „rheo" – ich fließe. Ursprünglich wurden damit alle ziehenden, fließenden oder brennenden Schmerzen im Körper benannt. Heute sprechen die Wissenschaftler von Erkrankungen des rheumatischen Formenkreises. Diese neue Begriffsbestimmung charakterisiert den historischen Wandel des alten Rheumabegriffs – je nach Klassifizierung –, weil es 100 bis 200 Krankheitsbilder gibt, die dazugerechnet werden müssen. Rheuma ist heute eine Volkskrankheit geworden. Weltweit leiden Millionen Menschen an schmerzhaften Veränderungen der Gelenke, des Stützgewebes, an rheumatisch bedingten Beschwerden des Herzens und anderer Organe. Nach Statistiken der Weltgesundheitsorganisation (WHO) erkranken heute acht von 100 Menschen an Rheuma. Fachleute sind sich darüber einig, daß Rheuma zu den teuersten Erkrankungen zählt, da es zunehmend Menschen zwischen 30 und 40 Jahren befällt, sie zeitweilig oder ständig arbeitsunfähig macht. Die Folgen sind schwer: Neben den Schmerzen, der körperlichen Behinderung und der psychischen Belastung für den Betroffenen und seine Familie sind die materiellen Auswirkungen für die Gesellschaft beträchtlich. Hohe Kosten entstehen für die Behandlung, für Krankengeld oder gar für die vorzeitige Invalidisierung. Nach WHO-Angaben sind etwa je zehn Prozent der Arbeitsausfalltage und der Invaliditätsfälle durch Rheumatismus bedingt. In der DDR mit etwa 750 000 Kranken beträgt die durchschnittliche Arbeitsfähigkeitsdauer je Patient mit chronischer Gelenkerkrankung (Polyarthritis) etwa dreißig Tage im Jahr. Etwa fünf Prozent aller Invalidisierungen gehen allein auf das Konto eines chronischen Gelenkrheumatismus.

In der UdSSR ist die Situation ähnlich. Professor Nassonowa berichtet uns von einer Studie sowjetischer Fachleute, aus der hervorgeht, daß etwa acht Prozent der Bevölkerung von Rheuma betroffen sind. Am meisten vertreten sind Arthrosen (Gelenkveränderungen ohne Entzündung durch Verschleiß), Bandscheibenschäden, Arthritis (Entzündung der Gelenkinnenhaut), Bechterewsche Krankheit (chronische Entzündung der Wirbelgelenke, die zur Versteifung und Verkrümmung der Wirbelsäule führt) und Gicht. Eine Reihenuntersuchung in einem Moskauer Großbetrieb ergab zum Beispiel, daß 40 Prozent der Arbeiter im Alter von über 45 Jahren über rheumatische Beschwerden klagten. Aber auch jüngere Menschen quälen sich immer mehr mit diesen Leiden.

Auf Tuchfühlung mit der Forschung

Seit Jahren hat Olga Bondarewa starke Schmerzen in den Schultergelenken. Es fing mit Beschwerden beim Heben und Tragen an, so daß die heute siebzigjährige Frau in das Allgemeine Krankenhaus Nr. 13 des Bezirks „Proletarski" in Moskau überwiesen wurde. Diagnose: Gelenkrheumatismus in beiden Schultern. Dr. Ljudmila Starodorschewskaja, Leiterin der Abteilung für Rheuma, leitete daraufhin eine schrittweise Behandlung der Patientin ein: eine lange Zeit der Leiden, aber auch der Hoffnung und kleinen Erfolge.

An diesem Krankenhaus haben sich einige Ärzte auf die Chirurgie des Ellenbogens, der Kniegelenke, der Hände und der Schultern spezialisiert. Mit Hilfe einzelner Eingriffe versuchen sie, Schritt für Schritt zum Beispiel verändertes Gewebe oder zerstörte Bänder zu korrigieren. Bei Olga Bondarewa waren mehrere Operationen notwendig, um erkrankte Gelenkschleimhäute zu entfernen oder Fehlstellungen zu beseitigen. So konnte schließlich bei ihr die Funktion des Schultergelenks erhalten werden, ohne daß eine Prothese eingepflanzt werden mußte. Ein weiterer Erfolg war, daß die schmerzhafte Krankheit zum Stillstand gebracht werden konnte. Bei unserem Besuch im Krankenhaus war Olga Bondarewa zu einer Nachuntersuchung gekommen. Sie kann die Arme wieder heben, kreisen und macht leichte gymnastische Übungen.

Die Ärzte des Krankenhauses Nr. 13 haben bisher zahlreiche Patienten mit schweren rheumatischen Leiden behandelt, mit Erfolg und auch ohne zufriedenstellende Resultate. Vielen blieb die Invalidisierung nicht erspart. Bei der Behandlung von Gelenkrheumatismus im Knie zum Beispiel stellten sich in 62 Prozent aller Fälle gute oder annehmbare Ergebnisse ein. Dr. Starodorschweskaja erklärt sie durch die ausgezeichnete Zusammenarbeit mit dem Institut für Rheumatologie der Akademie der Medizinischen Wissenschaften der UdSSR. Das Institut hat international einen guten Ruf, seine Direktorin Professor Dr. Valentina Nassonowa arbeitet in der Weltgesundheitsorganisation mit und war mehrere Jahre Präsidentin der Europäischen Liga gegen Rheumatismus (EULAR).

Erleichterung durch die Barokammer

Neue Möglichkeiten der Behandlung rheumatischer Entzündungen eröffnet die Barokammer (Baro = Druck), die zum ersten Mal im Institut von Professor Nassonowa gegen diese Erkrankungen erprobt wurde. Der erhöhte Druck bis zu fünf Atmosphären in der Kammer sättigt das Blutplasma reichlich mit Sauerstoff, versorgt damit in höherem Maße die Organe und verbessert die Ernährung der Gewebe. Professor Nassonowa berichtet: „Wir haben Patienten mit Systemischem Lupus erythematodes (SLE) in den Barokammern behandelt. SLE ist eine vielfach schwer verlaufende rheumatische Erkrankung, von der innere Organe und die Haut betroffen sind. Es waren schwerkranke Menschen, bei denen keine andere Methode mehr half. Die Behandlung hemmte die Entzündung, der Organismus sprach wieder besser auf Medikamente an, die vorher kaum noch anschlugen." Als weiteres Ergebnis

Mit Heliumlasern werden gezielt entzündete Gewebe der Hand bestrahlt. Dies ist ein medizintechnisches Verfahren unter anderen, das im Moskauer Institut für Rheumatologie angewendet wird. Die Wissenschaftler setzen dabei ihre Hoffnungen auf die Kombination verschiedener Heilverfahren, zum Beispiel bei der Behandlung chronischer Gelenkentzündungen (Fotos oben).

Mit fünf at gegen Rheuma

der Therapie in der Barokammer nennt die Wissenschaftlerin die Tatsache, daß sich die Patienten nach der Sauerstoffüberdruckbehandlung erleichtert fühlten und sich ihr psychischer Zustand besserte. Diese klinischen Behandlungen werden fortgeführt mit dem Ziel, sie zur Bekämpfung auch anderer rheumatischer Leiden zu nutzen. Inzwischen haben auch Wissenschaftler in den USA und anderen Ländern begonnen, Patienten in Kammern mit Sauerstoffüberdruck zu behandeln.

Plasmaphorese heißt ein weiteres Verfahren, das von sowjetischen Medizinern praktiziert wird und wenigstens teilweise bei einzelnen rheumatischen Leiden Linderung bringen kann. Es stammt aus der Nierenheilkunde, sagt uns Professor Nassonowa. Die Nephrologen benutzen es zum Beispiel zur Entfernung giftiger Substanzen aus dem Blut. Ähnlich gehen die Rheumaspezialisten vor. Im Institut wird uns demonstriert, wie diese Art spezieller Blutwäsche funktioniert. Komplizierte Apparaturen mit Membranen und Filtern entfernen jene Eiweißbestandteile, denen die krankmachende Wirkung zugeschrieben wird. Man nutzt als Filter medizinische Aktivkohle, über die das Blut geleitet wird. Noch ist das Verfahren nicht vollkommen, denn mit den Eiweißen werden andere Stoffe, wahrscheinlich auch Abwehrsubstanzen, außerhalb des Körpers zurückgehalten. Es geht, so betont die Institutsdirektorin, um eine weitere Verfeinerung des Verfahrens. Gemeinsam mit anderen Wissenschaftlern werden die Faktoren gesucht, die rheumatische Veränderungen in den Gelenken, an der Wirbelsäule und an den inneren Organen bewirken. Deshalb wird die Plasmaphorese zum Beispiel bei solchen Rheumapatienten angewandt, deren Nieren in Mitleidenschaft gezogen sind oder die an Systemischem Lupus erythematodes leiden. Auch in der DDR wird diese Methode in verschiedenen Kliniken praktiziert.

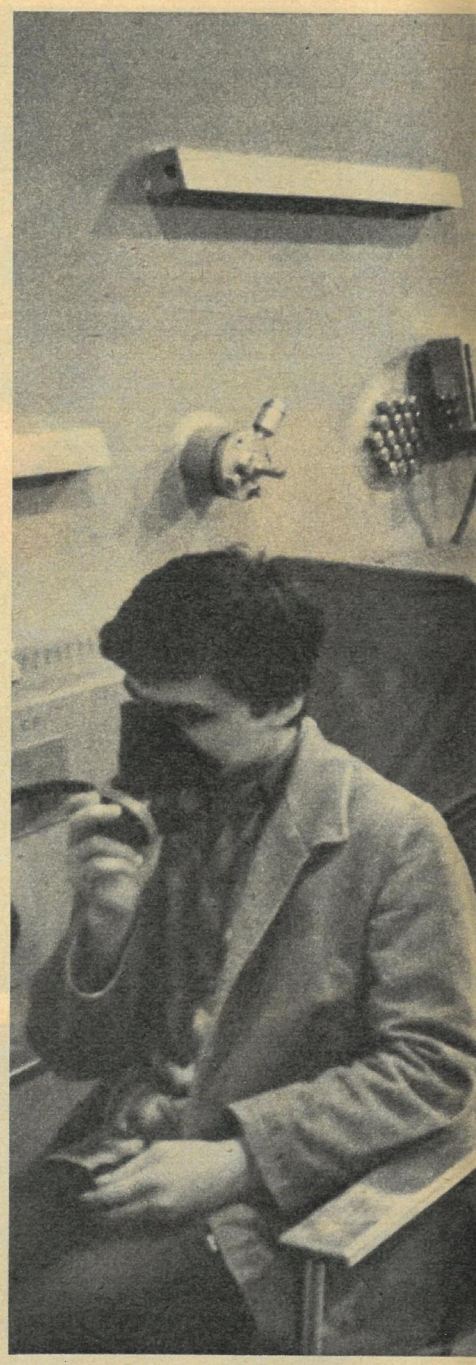
Laser gegen Rheuma

Interferon spielt bei der gezielten Bekämpfung einiger rheumatischer Erkrankungen ebenfalls eine Rolle. Noch sind es erste Ergebnisse, die ebensowenig wie die Barokammer oder die Plasmaphorese Anlaß für verfrühte Hoffnungen auf den Durchbruch in der Rheumabekämpfung geben. Interferon wird von den Zellen des menschlichen Organismus als Folge einer Wechselwirkung mit einem inaktiven Virus gebildet, es verleiht anderen Zellen Schutz gegen Viren. Die Interferonbildung im Körper gehört zum allgemeinen Abwehrsystem des Organismus. Interferon wird seit einigen Jahren synthetisch hergestellt, um damit Infektionskrankheiten, aber auch Krebs und andere Krankheiten zu behandeln.

Die sowjetischen Wissenschaftler haben einige gute Ergebnisse erzielt, nachdem sie Interferon zur Linderung der Leiden bei Patienten mit SLE gegeben hatten. Ihnen waren Versuche an Tieren vorausgegangen. Bei Mäusen stellte man durch die Experimente fest, daß die Nieren weniger von rheumatischen Erregern befallen beziehungsweise durch rheumatische Prozesse verändert waren.

Das Institut für Rheumatologie in Moskau umfaßt viele Spezialabteilungen, Labors und Kabinette. In ihnen wird an neuen medizinischen Verfahren gearbeitet. So rücken die Ärzte mit Laserstrahlen, das heißt mit gebündeltem Licht, dem Rheuma zu Leibe. Bei dieser Therapie werden ganz gezielt Gewebe mit Heliumlasern bestrahlt. Bei 50 bis 60 Prozent der Behandelten brachte die Methode Erfolg, die Entzündungsaktivität ging zurück. Dies ist ein Grund für Professor Nassonowa und ihre Mitarbeiter, auch auf diesem Gebiet intensiv weiterzuarbeiten, internationale Arbeiten mit eigenen Erkenntnissen zu vergleichen.

Auch eine in der Medizin umstrittene Methode, die Akupunktur, findet Eingang in die Rheumatherapie. Im Institut für Rheumatologie und im Institut für Reflextherapie wurde mit der Behandlung durch Akupunktur begonnen. Noch ist der Wirkungsmechanismus der Nadelstiche in bestimmte Stellen der Hautoberfläche, in die Nervenregionen, nicht erforscht. Das erklärt die Zurückhaltung eines Teils der Mediziner in der internationalen Fachwelt. Professor Nassonowa und ihre Mitarbeiter sind aber der Meinung, daß jedes Mittel, das einige Erfolge bringt, recht ist, um die schweren rheumatischen Leiden der Kinder, Jugendlichen, Männer und Frauen zu lindern. Die Anfangserfolge der sowjetischen Wissenschaftler sind ermutigend, sie ersetzen zum Teil Medikamente, die den Organismus auf Dauer belasten und negative Nachwirkungen zeigen.



Im Innern der Barokammer: Auf

Der Patient erlernt bestimmte Bewegungsabläufe für die entzündeten Finger- und Handwurzelgelenke.

Rheuma – eine Erbkrankheit?

Uns interessiert die Frage, ob Rheuma erblich ist. Die Wissenschaftler schränken dies auf einige Formen ein. Doch bedarf es zum Entstehen, zur Manifestierung der Krankheit, weiterer Faktoren. So kann zum Beispiel die Gicht bei Fehlernährung und Übergewichtigkeit ausbrechen. Bei der Bechterewschen Krankheit und einigen anderen Leiden kommt bestimmten Erbfaktoren, den sogenannten HLA-Antigenen, eine krankheitsfördernde Bedeutung zu. Bei etwa 90 Prozent der Bechterewkranken wird der Typ HLA-B 27 nachgewiesen, in der übrigen Bevölkerung nur zu etwa fünf bis zehn Prozent. Professor Nassonowa: „In unserem Institut haben wir eine Menge von Erkenntnissen über die genetischen Ursachen von rheumatischen

die Kranken wirkt ein Sauerstoffüberdruck ein, der die Ernährung der Gewebe verbessert. Die Patienten atmen mit Hilfe der Masken unter normalem Druck.

Entzündungen gesammelt. Jetzt sind wir dabei, das Wesen jener chronischen Krankheitserscheinungen zu erfassen, die genetisch bedingt sind. Das Wissen um ihren Mechanismus ermöglicht uns, den Verlauf der Erkrankung ziemlich sicher vorauszusagen."

Daher ist die Früherfassung der Kranken außerordentlich wichtig. So haben sowjetische Spezialisten gemeinsam mit Kollegen aus Pieštany (ČSSR) und Leipzig neue diagnostische Kriterien für die Früherkennung der Bechterewschen Krankheit entwickelt: Vielfach beträgt die Zeit von den ersten Symptomen bis zum Ausbruch dieser Krankheit fünf Jahre.

Diese Erkenntnisse zwingen die Wissenschaftler, die Grundlagenforschung zu verstärken, Früherkennung, Diagnostik und Therapie zu verbessern und die internationale Zusammenarbeit zu intensivieren. Bereits seit 1962 kooperieren die sozialistischen Länder und koordinieren die Forschungen. Initiatoren waren die Mediziner des Moskauer Instituts für Rheumatologie. Insgesamt werden 15 verschiedene Aufgabenkomplexe gemeinsam bearbeitet. Expertenberatungen der Rheumatologen sozialistischer Länder werten alle drei Jahre regelmäßig die Ergebnisse aus, die vom Moskauer Koordinierungszentrum zusammengefaßt und weitergegeben werden. Zu den Resultaten zählen neben den Kriterien für die Frühdiagnostik der Bechterewschen Krankheit auch gemeinsame Untersuchungen durch Kinderärzte der beteiligten Länder. Sie trugen ihre Erkenntnisse zusammen zu einer einheitlichen Klassifizierung der Früherfassung und -behandlung des kindlichen Rheumatismus. Nach einheitlichen Dokumentationen und Unterlagen wurden über fünf Jahre lang mehrere hundert Rheumafälle untersucht und begutachtet, Maßnahmen zur Erkennung und Behandlung verglichen. Auch die Nachbehandlung ist darin einbezogen.

Ausgehend von Anregungen aus der ČSSR, entwickelten Rheumatologen der Medizinischen Akademie Erfurt ein Gerät zur objektiven Schmerzmessung bei Patienten, das sich in der klinischen Praxis bereits bewährt hat. Ein Thema der wissenschaftlichen Zusammenarbeit von UdSSR- und DDR-Wissenschaftlern ist die Hauttemperaturmessung bei Rheumatikern. Eine Arbeitsgemeinschaft von Vertretern der Sektion Elektrotechnik/Elektronik der Technischen Universität Dresden, des VEB Meßgerätewerk „Erich Weinert" Magdeburg und des Bereichs Medizin der Karl-Marx-Universität Leipzig entwickelte und erprobte ein Gerät zum berührungslosen Messen der Hauttemperatur. Dieses digitale Handpyrometer fand bei den sowjetischen Kollegen große Anerkennung. Damit kann kontinuierlich die Temperatur des entzündeten Gewebes gemessen werden, die ein wichtiges Kriterium für die Beurteilung des Krankheitsverlaufs und ihrer Ausbreitung ist. Die Fortschritte können nach medikamentösen Behandlungen genau kontrolliert werden. Außerdem erleichtert das Gerät dem Arzt, zwischen einer rheumatischen Gelenkentzündung oder anderweitig ausgelösten nichtentzündlich bedingten Schmerzen zu unterscheiden.

Der im letzten Jahr in Moskau stattgefundene internationale Kongreß der Rheumatologen erbrachte eine Bilanz der neuesten Erkenntnisse aus Forschung und Praxis. Professor Nassonowa: „Während unlängst noch vor allem mit therapeutischen Maßnahmen gearbeitet wurde, sind jetzt bei einigen schweren Gelenkerkrankungen chirurgische Methoden entwickelt worden. Die internationale Erfahrung besagt: Wenn in einem frühen Stadium der Krankheit das entzündete Gelenkgewebe entfernt wird, dann ist es möglich, den Krankheitsprozeß abzubremsen.

Ferner hat der Kongreß auf neue Möglichkeiten hingewiesen, die verschiedenen Heilmethoden miteinander zu kombinieren – zum Beispiel die Verbindung von Medikamenten mit der Laserbestrahlung oder bei schweren Störungen des Immunsystems die Blutwäsche mit gleichzeitiger Anwendung bestimmter Arzneimittel. Alle diese Methoden vertiefen unser Wissen über rheumatische Erkrankungen und erweitern die Möglichkeiten der Heilbehandlung."

Sprung in die Kältewüste

„Kommt zügig 'runter, Jungs, auf die Technik könnt ihr euch voll verlassen!“ sind die letzten Worte von Alexander Sidorenko, bevor er sich – angetan wie alle im Frachtraum des Flugzeugs mit dicker Wärmemontur, grellfarbener Schwimmweste, Pelzstiefeln und Fliegerkappe – aus 800 Meter Höhe in die eisige Tiefe hinunterfallen läßt. Ihm, dem Expeditionsleiter, folgt sogleich Wladislaw Luschtschew – der Arzt der knapp anderthalb Stunden zuvor im Eismeerhafen Pewek gestarteten vierzehnköpfigen sowjetischen Fallschirmequipe. Er will unten sein, wenn seine übrigen Kameraden auf dem Landequadrat, 370 Kilometer nordöstlich

Rauchpatronen signalisieren den Flugzeugen die Abwurfstelle.

Zum ersten Mal wird eine Polarstation durch Fallschirmspringer und abgeworfene Technik aufgebaut.

der Insel Shochow, an den Fallschirmen schwebend eintreffen. Flammrote Blitze züngeln über der Eisscholle, in dem sonst ermüdend eintönigen Weiß ringsum wird ein orange-gelber Farbklecks groß und größer. Die IL 76 zieht eine Schleife, damit die Crew im Cockpit einen letzten Blick auf die Männer dort unten werfen kann. Bei minus 8 Grad Celsius, so der erste Funkspruch von der Scholle, treibt der arktische Bodenwind mit fünf Metern in der Sekunde die Rauchsäulen der abgebrannten Signalfakkeln auseinander. Wenig später steigen grüne Leuchtkugeln auf – das übliche Zeichen dafür, daß eine schwierige Aktion erfolgreich abgeschlossen wurde…

Die Verbindung aller driftenden Stationen mit dem Festland erfolgt in der Regel mit Flugzeugen, für die auf den Eisschollen entsprechende Lande- und Startbahnen angelegt und ständig instand gehalten werden müssen. Die IL 14 beispielsweise, für den Arktiseinsatz extra umgerüstet, braucht mindestens 1100 Meter Rollstrecke, die von den Polarforschern ohne schwere Technik einzuebnen und immer wieder freizuschaufeln ist…

Was aber tun, wenn solche Eispisten nicht mehr – wie bei der schnell dahingeschmolzenen Scholle „Nordpol 26“ – oder noch nicht – wie bei der jetzt neu einzurichtenden „Nordpol 27“ – vorhanden sind? Die Driftstationen sind lebenswichtig, weil nur dort tagtäglich die entscheidenden Informationen unmittelbar aus der „Wetterküche“ unserer Nordhalbkugel gesammelt werden können, auch viele meteorologische Spezialangaben, auf die die sowjetische Schifffahrt während der Navigationsperiode auf dem Nördlichen Seeweg angewiesen ist. Als schwimmende Plattform dienen große Schollen, die meist schnell „verschleißen“ – was natürlich eine häufige Umsiedlung notwendig macht.

Hier eine neue Methode zu erproben, war die Aufgabe der vierzehn Männer, die im Mai dieses Jahres zum ersten Mal in der Geschichte der Arktisforschung über der polaren Kältewüste mit dem Fallschirm gemeinsam absprangen. Der Polareinsatz erfolgte an der für „Nordpol 27“ ausgesuchten Scholle mit zwei IL 76 gleichzeitig, wobei eine der Maschinen zuvor aus 600 Meter Höhe einen Bulldozer, Treibstoffpaletten und Bauteile für Polarhütten an speziellen Lastfallschirmen abwarf. Zu den Fallschirmspringern gehörten nicht nur der Arzt und Testspringer, sondern auch ein E-Schweißer, Bulldozerfahrer, Techniker, Kameraleute und der TASS-Fotograf Igor Weinstein. Nach der Landung setzte der Fahrer das Fahrzeug in Gang, das in kürzester Zeit eine Landebahn für die Versorgungsflugzeuge planierte, und die Mannschaft begann mit der Montage der Häuser für die zukünftigen Polarforscher. Bereits am Tage zuvor waren 120 Fässer Treibstoff der Station aus der Luft zugestellt worden.

Was hat das Experiment nun gebracht? Unter den extremen Bedingungen bewährten sich die aerodynamisch besonders durchkonstruierten Fallschirme ausgezeichnet, die horizontal mit einer Geschwindigkeit bis zu vierzig Kilometern je Stunde gleiten können. Was aber das wichtigste ist: Nach vorläufigen Berechnungen sanken die Kosten für die Errichtung der neuen Driftstation durch den Fallschirmeinsatz auf ein Drittel der bisherigen Ausgaben, und die Zeit dafür schrumpfte sogar auf ein Siebentel zusammen! Der Sprung in die Kältewüste schlägt also schon volkswirtschaftlich zu Buche.

Dr. Dietrich Pätzold (Text)
Igor Weinstein/TASS (Fotos)

Der Präsident der GfDSF Erich Mückenberger und Generalmajor Jewgeni Machow, Erster Stellvertreter des Chefs der Politischen Verwaltung der GSSD, im Gespräch mit dem Arbeiterveteran Karl Adolphs, ehemaliger Oberbürgermeister und Vorsitzender des Rates des Bezirkes Leipzig.

Beitrag zum DDR-Jubiläum

Im Mittelpunkt der in Leipzig durchgeführten 4. Tagung des Zentralvorstandes der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft stand die kulturpolitische Arbeit der Organisation in Vorbereitung auf den 35. Jahrestag der DDR. Der Präsident der Freundschaftsgesellschaft, Erich Mückenberger, Mitglied des Politbüros des ZK der SED, hob dazu in seinem Schlußwort die Bedeutung der 8. Tagung des ZK der SED für die Arbeit der Organisation bei der weiteren Vertiefung der Freundschaft zur UdSSR hervor. Es sei das Ziel beizutragen, alle Bürger der DDR als ständige, aktive, bewußte Kämpfer für die deutsch-sowjetische Freundschaft auf allen Gebieten zu gewinnen und zu mobilisieren. Die Gesellschaft muß allen Bürgern helfen, sich mit der Geschichte dieser Freundschaft vertraut zu machen, aber auch mit den Schätzen der Kultur und Kunst der Völker der Sowjetunion wie mit denen des eigenen Volkes. Erich Mückenberger wies darauf hin, daß die Vorstände aller Ebenen sich bei der Vorbereitung kultureller Veranstaltungen immer bewußt sein sollten, daß sowohl die kulturellen Werte unserer Zeit als auch das Kulturerbe verlangen, sie gut zu nutzen und zu bewahren, sie ebenso zuverlässig zu schützen gegen die Absichten des imperialistischen Gegners, der in steigendem Maße den realen Sozialismus und seine Hauptkraft, die Sowjetunion, verleumdet. Er stellte im Namen des Präsidiums mit Genugtuung fest, daß der Bericht des Bezirksvorstandes Leipzig – Berichterstatter war der Vorsitzende Professor Heinrich Bruhn – wie auch die lebhaften Aussprachen zeigten, daß die Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft in den Bezirken und Kreisen bemüht ist, in Vorbereitung des 35. Jahrestages der DDR entsprechend den Beschlüssen des 12. Kongresses einen wirksamen, eigenständigen Beitrag zum geistig-kulturellen Leben in unserer Republik zu leisten. Es komme jetzt darauf an, die Arbeitsprogramme so zu vervollständigen, daß mit der Vorbereitung unseres Republikgeburtstages die Vorbereitungen auf den 40. Jahrestag des welthistorischen Sieges des Sowjetvolkes über den Faschismus verbunden werden, den wir im nächsten Jahr begehen. Professor Bruhn hatte in seinem Bericht darauf hingewiesen, daß es bereits zahlreiche verallgemeinerungswürdige Beispiele interessanter kulturpolitischer Aktivitäten in den Leipziger Grundeinheiten gibt, es aber weiterhin gelte, Reserven zu erschließen und die Erfahrungen bewährter Kollektive noch breiter zu nutzen. Ein zusätzlicher anschaulicher Diskussionsbeitrag war das eindrucksvolle Kulturprogramm, das am Abend des ersten Beratungstages vom Leipziger Ensemble „Deutsch-Sowjetische Freundschaft“ und anderen Volkskünstlern des Bezirkes dargeboten wurde.

Tatjana Trögel

Das vom Leipziger Ensemble „Deutsch-Sowjetische Freundschaft“ gebotene Kulturprogramm fand bei den Tagungsmitgliedern einen großen Anklang.

Worte für eine Weggefährtin

Wenige Stunden vor dem eindrucksvollen Eröffnungsappell des Nationalen Jugendfestivals der DDR hatten sie sich im Kongreßzentrum des Palasthotels getroffen: Delegierte im Blauhemd und Veteranen des revolutionären Kampfes sowie Aktivisten der ersten Stunde. Unter ihnen: Wilhelmine Schirmer-Pröscher, Alterspräsidentin unserer Volkskammer. Als sie, durch deren Kindheit noch die Postkutsche zuckelte, 90 wurde, hatte FREIE WELT in einer „Laudatio für eine Junggebliebene“ geschrieben: „Zwei Weltkriege und ihre Folgen raubten ihr alle Angehörigen. Bomben vernichteten ihr Hab und Gut. Aber mit dem Verlust kam auch Gewinn – Gewinn an Einsicht, daß nach den barbarischen Zeiten des Faschismus ein ganz neuer Weg eingeschlagen werden mußte.“ In diesem Juli nun feiert sie ihren 95. Geburtstag, eine bewundernswerte Frau, die zu den Mitbegründern der LDPD, der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft, deren Zentralvorstandsmitglied sie seit langem ist, und des DFD gehört. Eine Frau, die aus der Sicht ihres langen Lebens voller Erfahrungen und Erkenntnisse in ihrer Eröffnungsrede als Alterspräsidentin der Volkskammer 1981 feststellen konnte: „Das ganze Volk der DDR ist unter Führung der Partei der Arbeiterklasse durch die gemeinsame Blockpolitik, durch die erfolgreiche Zusammenarbeit aller Klassen und Schichten in der Nationalen Front fest zusammengewachsen. Keine Kraft der Welt kann dieses Bündnis erschüttern, unterminieren oder gar zerschlagen. Unsere sozialistische Staatsmacht ist unantastbar.“ Und an anderer Stelle dieser mit Beifall aufgenommenen Rede hatte sie erklärt: „Es ist mir ein Herzensbedürfnis, in dieser Stunde unserer treuesten Freunde voller Dankbarkeit zu gedenken, der Völker der Sowjetunion. Von der ersten Stunde des Neubeginns an erfuhren wir ihre uneigennützige Hilfe und Unterstützung... Die Erinnerung daran halten wir auch bei unserer Jugend wach. Sowjetunion, Sozialismus und Frieden – drei Worte, ein Begriff.“ In gewohnter Anteilnahme an den Geschehnissen der Zeit steuert Wilhelmine Schirmer-Pröscher dem nächsten Jubiläum zu. Dafür gelten ihr unsere besten Wünsche.

Horst Goldschmidt

Redaktion: Hajo Obuchoff; Fotos: D. Christel, D. Steinberg, V. Hohlfeld, K. Beglikow, ZB/AP

Zahnräder im Computertakt

Kurz vor der Heimfahrt stehen die DDR-Spezialisten in der „Huta Stalowa Wola“ im Südosten Polens, die dort nach Montage und Übergabe einer Fertigungslinie für Zahnräder als Service-Mannschaft für mögliche Garantieleistungen geblieben waren. Einer von ihnen ist der 39jährige Chefingenieur Norbert Scheel aus dem VEB Werkzeugmaschinenkombinat „7. Oktober“ in Berlin (im Foto rechts). Zusammen mit seinem Kollegen Ryszard Dul (daneben) war er von Anfang an dabei, als vor fünf Jahren mit dem Bau der „FZ 200“ in einem der größten polnischen Industriekomplexe begonnen wurde. Das Maschinensystem zur bedienarmen Klein- und Mittelserienfertigung von Zahnrädern gehört zu den größten und modernsten Produktionsanlagen in der Volksrepublik. Es wurde unter wissenschaftlich-technischer Mitarbeit von Partnern in der UdSSR, ČSSR, in Bulgarien und Polen entwickelt und ist ein echtes Kind der fruchtbaren RGW-Kooperation. Hierbei konnte man sich auf Erfahrungen mit ähnlichen Anlagen in Zerbst und Trenčin (ČSSR) stützen. Doch das Objekt in Stalowa Wola ist in seinen Ausmaßen den Vorgängern weit überlegen. Das System besteht aus einer technisch komplizierten Verkettung von 62 vorwiegend automatisch beschickten Werkzeugmaschinen, 52 Industrierobotern und sechs Regelbediengeräten. In den einzelnen Bearbeitungsphasen erhält der Rohling, der aus der benachbarten Schmiede kommt und zuvor in derselben „Huta“ aus dort geschmolzenem Stahl gegossen wurde, seine endgültige Gestalt als Zahnrad, so daß kaum noch Hand angelegt werden muß. Den gesamten Fertigungsprozeß regeln zwei Robotron-Prozeßrechner, die eine optimale Maschinenauslastung sichern. Für gute Arbeitsbedingungen in der 4000 Quadratmeter großen Werkhalle sorgen die Absaugvorrichtung und der unterirdische Späneabtransport. Wenn Norbert Scheel und die anderen DDR-Spezialisten ihren Auftrag erfüllt und Stalowa Wola in der Wojewodschaft Tarnobrzeg verlassen haben, werden die Kontakte nach dorthin und umgekehrt zum Berliner Betrieb nicht abbrechen. Die Freundschaft, die sie mit Ryszard Dul und den anderen polnischen Kollegen verbindet, wirkt weiter. Über das Persönliche hinaus werden die künftigen Erfahrungen mit der „FZ 200“ für die Entwicklungsingenieure und Monteure im Kombinat „7. Oktober“ von großem Interesse sein.

Paul Weinreich

Vom Hänfling zum Herkules

Daß Alexander Gunjaschew (links) ausgerechnet beim Tscheljabinsker Sportklub namens „Granit“ begann, sich an einer Scheibenhantel zu versuchen, galt als purer Zufall. Denn von Granit keine Spur: Der damals Dreizehnjährige war zartbesaitet, geradezu zerbrechlich, 1,54 m groß und 50 Kilo schwer. „Dürr wie eine Spindel“, erinnert sich Trainer Anatoli Dmitrijew, „wir hatten sogar Angst, ihm könnte schon bei der ersten Hebung die Hantel auf die Zehen fallen.“ Aber Begeisterung brachte Sascha mit, er wollte partout groß und stark werden. Das gelang ihm auch: Aus dem „Hänfling“ wurde ein superschwergewichtiger Mann, mit 1,90 m Größe und 130 Kilogramm Körpergewicht, 79 Zentimeter Oberschenkel- und 50 Zentimeter Oberarmumfang. Und sportlich hat er kürzlich in Reims alles bisher Dagewesene in den Schatten gestellt, brachte er im Reißen 211 (auf unserem Bild) und im Zweikampf 465 Kilogramm zur Hochstrecke. Das sind Weltrekorde! Sascha erreichte diese beiden Leistungen in einem vom Publikum umjubelten Duell mit seinem Landsmann Alexander Kurlowitsch, bei dem es gleich vier Weltrekorde gab, davon drei im Reißen: Zuerst Gunjaschew 208,5; dann antwortete Kurlowitsch mit 210, ehe Gunjaschew in einem zusätzlichen Versuch 211 Kilo auflegen ließ und sie zur Hochstrecke brachte. Der 24jährige EDV-Techniker aus Tscheljabinsk – jetzt schon einer der großartigen Nachfolger von Wlassow und Shabotinski, Alexejew und Rachmanow sowie ein Herausforderer des „amtierenden“ Weltmeisters Pisarenko – meint: „Ich bin noch längst nicht am Ende meiner sportlichen Möglichkeiten ...“

Christian Müller

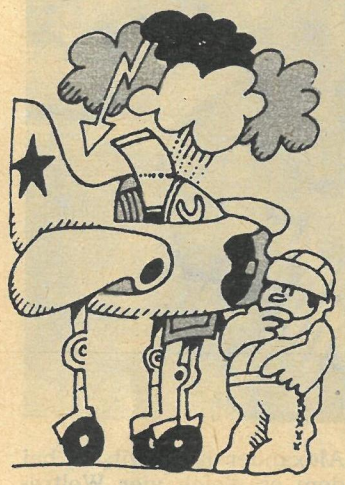
Großer Bahnhof für zwei Ponys

„Lewitzer Schecken“ heißt der neue Schlag buntfarbener Kleinpferde, der vom VEG (Z) Tierzucht „Lewitz“ in Neustadt Glewe zunächst für die eigene Betriebssportgemeinschaft gezüchtet wurde. Tatsächlich, der Anblick erinnert an Geschichten aus der Prärie, an Zeichnungen von Indianerponys. Kein Wunder, daß die Kinder der Rinderzüchter, der Melker, Agronomen und Landmaschinentechniker nichts lieber sehen – und möglichst im Sattel miterleben – als zünftige Indianerspiele unter Mitwirkung der temperamentvollen Lewitzer „Mustangs“, die neben Herden von Hochleistungskühen auf den Wiesen an der Elde heranwachsen. Diesmal brachte die Schau der Reiter und Gespanne zugleich einen Abschied: Zwei hoffnungsvolle Jungponys ließen sich noch einmal mit Mohrrüben verwöhnen, bevor sie den Waggon bestiegen zur weiten Reise nach Estland. Volksgut und BSG hatten die Sendung lebender Vierbeiner als Freundschaftsgeschenk zu Sport und Spiel ihren langjährigen Wettbewerbspartnern vom Mustersowchos „Juri Gagarin“ in Viljandi zugedacht. – Die telegrafische Antwort aus der Estnischen SSR ließ nicht lange auf sich warten. „Ankunft der Ponys bereits auf der Station mit ‚großem Bahnhof‘ begangen. Es folgte ein Begrüßungsfest auf dem Gelände unseres Kindertagesheimes. Rundfunk und Fernsehen übertrugen das Ereignis ins ganze Land. Erinnerungsfotos für Euch sind bereits nach Lewitz unterwegs.“

Johannes Rana

● Am Rande

Michail Anissimow, Flieger des Baltischen Militärbezirkes, setzte zur Landung an. In 1200 Meter Höhe kippte sein Jagdflugzeug plötzlich über die rechte Tragfläche ab. Ein Blitz hatte den Piloten geblendet. Als er auf das Armaturenbrett blickte, standen alle Zeiger auf Null. Trotzdem gelang es Anissimow, die Maschine zu retten. Als er sie verließ, hatte sie keinen Bug mehr. Vor dem Cockpit ragte lediglich



ein verrußter, Schmelzspuren aufweisender Metallrand hervor. Höchstwahrscheinlich war dort ein Kugelblitz eingeschlagen.

● Kurz berichtet

Sowjetische Luftfahrttechnologie wurde bisher von 54 Ländern importiert. Jüngst hatte Japan Kaufabsichten angemeldet, in diesem Monat begannen die Verhandlungen mit dem sowjetischen Außenhandelsunternehmen AVIAEXPORT.

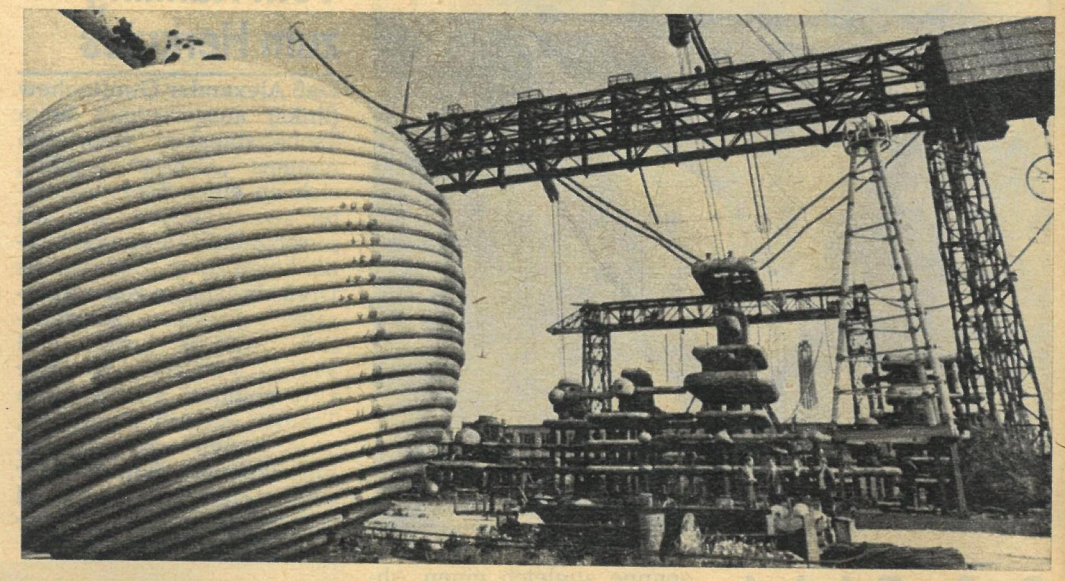
Im Polygraphischen Kombinat in Ulan-Bator soll mit RGW-Hilfe die Produktion erweitert und in diesem Jahr die Herausgabe von Periodika verdoppelt werden. Zur Zeit produziert das Kombinat 70 Prozent aller polygraphischen Erzeugnisse des Landes: u. a. 12 Zentralzeitungen, 32 Zeitschriften und 400 verschiedene Buchtitel in jedem Jahr.

Die große Kohlefabrik Uong Bi, deren Bau in der vietnamesischen Provinz Quang Ninh begann, ist das neueste Objekt vietnamesisch-sowjetischer Zusammenarbeit. Rund 15 Milliarden Tonnen Anthrazit wurden in dieser Provinz bereits geologisch erkundet.

Die 200 Jahre alte Übersetzung der „Minna von Barnhelm" ins Ungarische will der Dichter Gábor Garai durch eine neue Übertragung ersetzen. Garai informierte darüber auf einem Leseabend in Berlin. Die damalige ungarische Fassung des beliebten Lessingschen Lustspiels könne heute kaum noch gespielt werden.

Urlaubspol

Dieses neue Ferienheim in Sotschi erhielt einen für das hier herrschende, nahezu subtropische Klima ungewöhnlichen Namen: „Sapolarje". In voller Absicht wird damit an arktische Breiten erinnert, denn seine Gäste sind Werktätige aus dem hohen Norden, Bergleute und Metallurgen aus Norilsk hinter dem Polarkreis. 250 Plätze bietet das Haus. Zwei weitere öffnen im August ihre Pforten. Dann können sich hier, im gesamten Ferienkomplex „Sapoljarje", jeweils 1650 Nordländer erholen.



Museumsidee

Eine Modenschau mit Musik veranstaltete das Prager völkerkundliche Náprstek-Museum. Trachten aus aller Welt wurden von Vertretern des jeweiligen Landes – hier von einer mongolischen Familie – vorgestellt.

Hochspannung

Auf eine über 20jährige Zusammenarbeit mit DDR-Betrieben blickt das Leningrader Polytechnische Institut zurück. Ständiger Partner ist der VEB TUR Dresden, der diesen Hochspannungskomplex fertigstellte.

Lebensretter

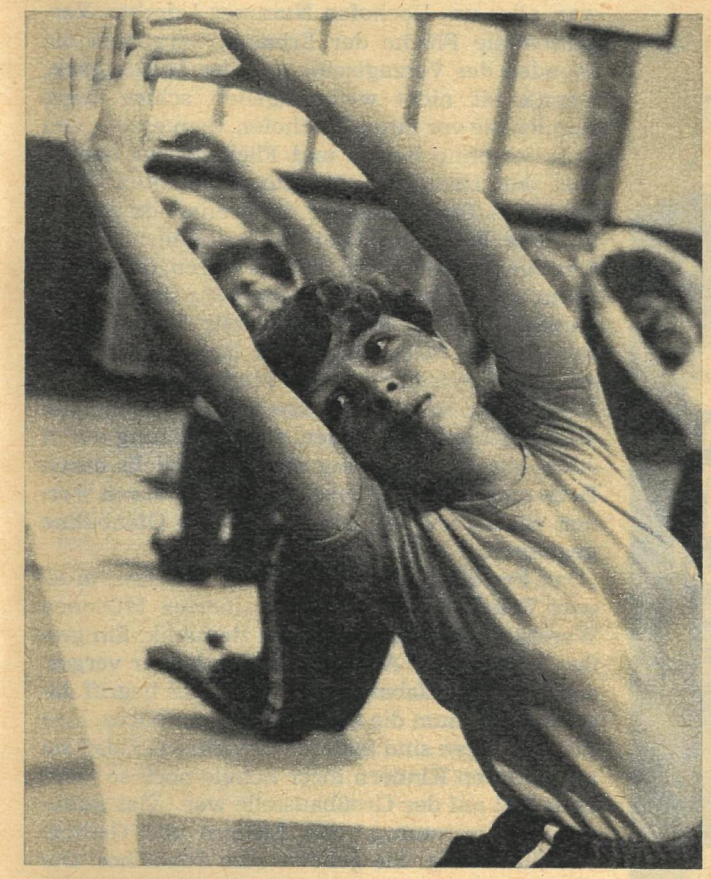
Ärzte und Schwestern des Krankenhauses Kasan (UdSSR) sind glücklich. Der kleine Vitali Agatschew ist gerettet. Er hatte zu Hause nach dem pfeifenden Teekessel gegriffen und sich über und über verbrüht. 37 Prozent seiner Haut waren schwer betroffen. Mehrere Male mußte Blut, gespendet auch von Studenten aus der DDR, Kuba, Afghanistan, Laos und Vietnam, direkt übertragen werden. In drei Operationen wurden an dem kleinen Patienten Hauttransplantationen vorgenommen, eineinhalb Monate lag er auf der Intensivstation. Jetzt nahm Vitali fröhlich Abschied.

Kunstspaß

Jedes Jahr im Juni kommen Kunstschaffende aus allen Teilen Lettlands nach Riga, und traditionsgemäß verwandeln sich dann Plätze und Höfe in Bühnen und Ausstellungsstätten unter freiem Himmel. Zwei ganze Wochen dauern die Tage der Künste, zu denen auch der Spaß am Spaß, hier am Riesenschuh, gehört.

Festvorschau

Mit Hingabe turnt Jana, Studentin der Prager Karls-Universität, die neue Übung für die Massengymnastik, die auch in der ČSSR traditioneller Programmteil der Landesspartakiaden ist. Schon zweimal wöchentlich üben Jana und ihre Kommilitonen, damit beim nächsten Spartakiadefest 1985 alles bestens klappt.



Pliskaschätze

Das historische Reservat Pliska, ein Ruinenfeld im Nordosten Bulgariens (im Foto ein Ausschnitt), wird gegenwärtig als nationales „Denkmal des Beginns" gestaltet. Hier stand einst die erste Hauptstadt des über 1300 Jahre alten Staates. Die in den letzten Jahren intensivierten Ausgrabungen förderten zum Beispiel Spuren der ersten Wohnstätten zutage. Es waren Jurten, deren größte einen Durchmesser von 28 Metern aufwies.

Lokalwechsel

„Umgezogen" sind diese Wisente aus dem Naturschutzgebiet Beloweshskaja Puschtscha (Belorussische SSR) ins ukrainische Wildreservat Danjowskoje. Ihre Umsetzung diente der Auffüllung des dortigen Wildbestandes. In der Sowjetunion gibt es gegenwärtig 130 Naturschutzgebiete. Gesamtfläche: rund zehn Millionen Hektar. Bis Ende 1985 soll sie um weitere fünf Millionen Hektar wachsen.

● Wörtlich

Vor kurzem sprach ich mit Professor Mitchell Krauss von der Universität Alaska, einem bekannten Fachmann für Eskimosprachen und die Kultur der arktischen Völker. Er erzählte mir, daß viele amerikanische Eskimos sowjetische Lehrbücher benutzen, die für unsere Schulen herausgegeben worden sind. In ihrem Lande gibt es keine in der Eskimosprache.

Juri Rytchëu, Schriftsteller

● Splitter

Ein Delphinarium für Varna, 14 Meter hoch und 30 Meter breit, ist zur Zeit im Bau.

Das erste Rehabilitationscamping Ungarns für körperbehinderte Kinder entsteht jetzt im nordungarischen Dorf Muhl.

Auf einem Haar „malte" der armenische Künstler Aram Arutyunyan eine Mikrominiatur, ein Porträt Ludwig van Beethovens.

Schwer zugängliche Hanglagen mit einem Neigungswinkel bis zu 18 Grad bewältigt der neue Traktor „Zetor Horal" aus der ČSSR.

● Gelesen

An jedem Ort, zu jeder Zeit, ohne Vorbedingungen sei die Regierung Reagan bereit, mit der Sowjetunion Gespräche über die Kontrolle von Nuklearwaffen aufzunehmen. So hieß es beim Wirtschaftsgipfel in London. Wie so viele Erklärungen, die dort abgegeben wurden, erwies sich auch dieses Bekenntnis als Sprechblase, mehr dazu gedacht, die auf Entspannung drängenden europäischen Verbündeten zu beruhigen, als dazu, ernsthaft ins Gespräch zu kommen.

Südwest-Presse, Ulm, BRD

● Gewöhnlicher Kapitalismus

Ohne es zu ahnen, nehmen viele afrikanische Frauen, die auf Farmen weißer Südafrikaner schuften, mit der Nahrung ein Verhütungsmittel ein, das in einigen Fällen schon zur vollständigen Sterilität oder zum Tode führte. Es handelt sich – wie die Südafrikanische Befreiungsbewegung, der AFRICAN NATIONAL CONGRESS erklärt – um das vom Regime eingeführte Präparat „Depo-Provera". Es wird ausschließlich schwarzen Frauen gegeben, da die Farmer nicht an Müttern, sondern an billigen Landarbeitern interessiert sind.

Redaktion: V. Hempel; Fotos: W. Juskesseliew; ZB/ČTK (2), TASS/A. Malachowski, E. Schtschulepow, J. Logwinow, U. Paze; Repro (1); Vignette: D. Schüler

Das Mädchen am Hochofen I

Vor zwölf Wochen veröffentlichte FREIE WELT historische Fotos, die im 35. Jahr unserer Republik an Etappen unseres Weges erinnern. Wir fragten: Wer erkennt sich wieder? Wer hat teilgenommen an den dargestellten Ereignissen? Wer erkennt Freunde, Bekannte oder Verwandte? Viele Leser griffen zur Feder. Gesuchte wurden gefunden! Briefe, die aus sehr persönlicher Sicht vom Werden und Wachsen der DDR erzählen, wurden in den vergangenen Wochen auf unseren Leserforum-

SUCHAKTION FREIE WELT ICH WAR DABEI

Seiten veröffentlicht. Heute stellt FREIE WELT Jutta Höft vor, die als Dreizehnjährige Otto Grotewohl, unserem ersten Ministerpräsidenten, einen bunten Sommerblumenstrauß überreichte: am 19. September 1951 auf der wichtigsten Baustelle des ersten Fünfjahrplanes, an der Wiege der Großindustrie der DDR, dem Eisenhüttenkombinat Ost. Fast 33 Jahre später führt FREIE WELT das Blumenmädchen von einst an die gleiche Stelle, an den Hochofen Nummer I. Diesmal erhält sie Blumen, einen Strauß mit 33 Nelken. Überreicht von Dr.-Ing. Manfred Drodowsky, Generaldirektor des Bandstahlkombinats „Hermann Matern", dessen Stammbetrieb das EKO ist.

Übriggeblieben inmitten nachkriegsdeutscher Trümmerberge: 124 Hochöfen. Nur vier davon, veraltet und heruntergewirtschaftet, befanden sich dort, wo die Krupps für immer ausgespielt und die Krauses endlich das Sagen begonnen hatten. Ohne Eisen aber fließt kein Stahl. Und ohne Stahl greift kein Zahnrad ins andere. Drum faßte der III. Parteitag der SED im Sommer 1950 den Beschluß, westlich der alten Stadt Fürstenberg ein metallurgisches Zentrum zu bauen, wo sowjetisches Erz und polnischer Koks verhüttet werden sollten. In einer Landschaft, geprägt von Sand, Heide und Kiefern. Denkwürdig die Stunde, da unter kräftigen Axthieben der erste Baum fiel – zehnte Morgenstunde des 18. August. Der 6. Jahrestag der Ermordung Ernst Thälmanns. Einer seiner Kampfgefährten, der Kommunist Fritz Selbmann, Minister der Regierung Grotewohl, hatte die Kiefer gefällt. Lautstarke Geburtsstunde für Werk und Stadt. Die Bauleute kamen von überallher, brachten ihr eigenes Werkzeug mit. Und sehr viel Mut. Neben ihnen standen solche, die zum ersten Mal Kelle und Wasserwaage in die Hand nahmen, ehemalige Schiffer und Korbmacher aus der Gegend an der Oder. Dennoch: Vier Monate und dreizehn Tage nach dem Schlagen der ersten Kiefer – am 1. Januar 1951 – wurde das Fundament gelegt für Hochofen I. Und der war nach nur neun Monaten zum Anblasen bereit.

✧

Verständlich nun, warum sich an jenem neunzehnten Tag im September, der ein Mittwoch war, alles um Hochofen Nummer I drehte. Vergessen die Flüche der Erbauer, vergessen die Stunden des Verzagtseins und der Mutlosigkeit, wenn's oft nicht weiterzugehen schien. Jetzt standen sie vor ihrem Hochofen, dem ersten, den Arbeiter ohne Krupp und Flick gebaut hatten. Aus der Hand des Ministerpräsidenten übernahm ein Junger Pionier die brennende Fackel, um das Feuer im Ofen zu entzünden. Keine Chronik vermerkt, wie viele es waren, die da den Atem anhielten, die da jubelten, als sich aus den Hutklappen des Riesen der erste Rauch kräuselte. Auch Jutta Liepe, das Blumenmädchen, schaute staunend zu. Heinz-Joachim Hübner, ihr Lehrer, atmete auf. Mit seinen 70 Pionieren hatte alles geklappt: die Lieder, die Begrüßung durch Jutta, die Überreichung des Flugmodells durch Bodo und auch die Fackelübernahme durch Werner. Sicher war er seinen Weg zur Ofenbühne gegangen…

„Den Festakt", so erinnert sich der Lehrer in einem Brief an FREIE WELT, „hörten Millionen Werktätige in unserer jungen Republik. Ein großer, historischer Augenblick, den keiner vergessen kann, der dabei war". Jutta indes begriff damals wohl kaum die Größe des Augenblicks. Ihre Erinnerungen sind anderer Art. Sie weiß, daß sie mit anderen Kindern ihrer Schule noch so manches Mal auf der Großbaustelle war. „Zur kulturellen Umrahmung." Mit Liedern und Gedichten. Jutta sang. Sie gehörte zum Schulchor. Die Bauleute dankten zeitgemäß: Im Speisesaal der Barackenstadt gab's für die kleinen Laienkünstler Kakao. „Soviel wir trinken konnten…"

Nach der Schulentlassung fielen als erstes die Zöpfe, langersehnter Schritt auf dem Weg ins Erwachsenenland. Die Lehre begann. Auf dem Bahnhof Fürstenberg. Jutta wurde Betriebs- und Verkehrseisenbahner. Als sie 1959 zum Kraftverkehr Eisenhüttenstadt überwechselte, war sie bereits eine tüchtige Fachkraft, trug sie bereits einen anderen Namen: Höft hieß sie nun, Jutta Höft. Siegfried, ihr Mann, Maurer, rotblond, groß

FREIE WELT SUCHAKTION · FREIE WELT SUCHAKTION

Das Mädchen am Hochofen I

und bärenstark, war aus einem Potsdamer Baubetrieb gekommen, weil das Werk an der Oder viele Hände brauchte. Blutjung war sie, als sie ihn beim Tanzen in der „Sonne“ kennengelernt hatte. Siebzehn. Drei Jahre später heirateten sie.

✧

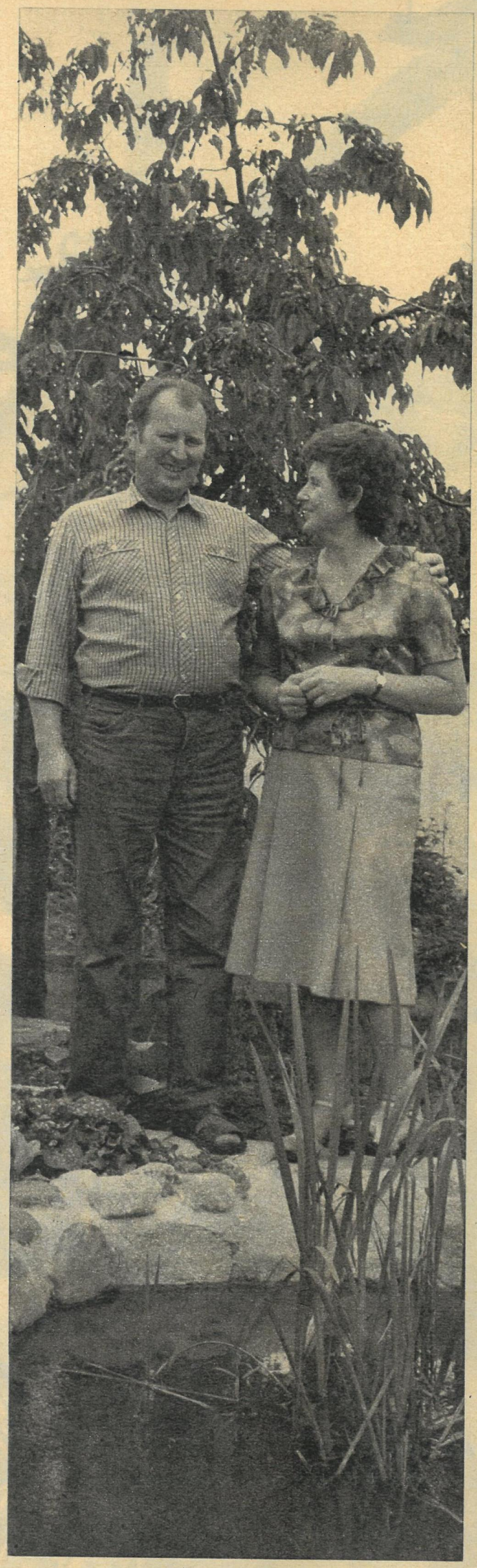
Die Höfts träumten nie von Schlössern, die im Monde liegen. Aber ihre Träume hatten sie natürlich auch. Einer davon war die eigene Wohnung. Ein Traum, der sich am 2. Mai 1959 erfüllte, an Siegfrieds 26. Geburtstag. Da hielten sie, benommen vor Glück, die Schlüssel für eine Neubauwohnung in der Hand. Mit Fernheizung und heißem Wasser aus der Wand. Eine Dreizimmerwohnung auf der Leninallee 10, auf Eisenhüttenstadts neuer Magistrale. Offenbar höchst perspektivisch gedacht, obwohl damals die Söhne der beiden noch nicht hineingeboren waren in diese Stadt, die ohnegleichen ist in unserem Land.

Nur ein Jahr nach der Gründung der Republik war ihr Aufbau zeitgleich mit dem Bau des EKO begonnen worden. Erste sozialistische Stadt auf deutschem Boden. Wie leicht sich das schreibt. Und wie schwer das zu machen war, denn der Boden, auf dem sie wuchs, war nichts als Sand, bedeckt von Krüppelkiefern und Büscheln harten Grases... Als man das letzte Mal die Einwohner Eisenhüttenstadts zählte, waren es 49 897. Jede zweite Familie besitzt ein Auto (der Trabi der Höfts ist mitgerechnet). In fast jeder Wohnung: Waschmaschine, Kühlschrank und Fernsehgerät. Und in der Festschrift zum 30. Geburtstag der Stadt – das war 1980 – steht geschrieben: „In diesem Jahr haben bereits von hundert Eisenhüttenstädter Familien achtzehn ein Farbfernsehgerät in ihrer Wohnung.“ Eine Zahl, die sicher heute schon nicht mehr stimmt. Diese Zahlen indes sind brandneu: Allein im Wonnemonat Mai wurden 167 Wohnungen, 180 Kindergarten- und 80 Krippenplätze übergeben. Und am 6. Juni bekam die Stadt ihre 13. Oberschule, die den Namen „Hermann Matern“ trägt. Die Spareinlagen liegen je Kopf der Bevölkerung bei über 5500 Mark.

✧

Als Toralf, ihr Jüngster – der eine Hirnhautentzündung überstand, die sie viel Tränen und schlaflose Nächte kostete – vor zehn Jahren zur Schule kam, setzte auch sie sich noch mal auf die Schulbank. Erwarb an der Volkshochschule ihren zweiten Facharbeiterbrief als Industriekaufmann, schloß später ein zweijähriges Meisterstudium ebenfalls erfolgreich ab. „Wenn man in seiner Entwicklung nicht stehenbleiben will, dann muß man ganz einfach weiterlernen.“ So hatte sie, die Parteilose, damals einer Mitarbeiterin der Betriebszeitung ihres Kombinats gesagt. Auch jenen Satz, der mehr enthält als 15 Worte: „Ich möchte noch viele Jahre arbeiten und meinem Staat etwas geben und auch meinen Kindern.“ Toralf geht heute in die gleiche Schule, die sie acht Jahre lang besuchte. Und auch Heinz-Joachim Hübner, ihren alten Lehrer, kennt er, ihn, der heute an der Otto-Grotewohl-Oberschule unterrichtet. Einmal in der Woche gastiert Genosse Hübner an Toralfs Schule und gibt eine Stunde Astronomie, ein Fach, das es zu ihrer Zeit noch gar nicht gab.

Nach 17 Jahren auf der Leninallee 10 leben die Höfts heute in einem schmucken Haus in Schönfließ (jetzt Eisenhüttenstadt-West), das einst der Großvater baute, in dem sie ihre jungen Jahre verbrachte, in dem ihre Eltern alt wurden und also Hilfe brauchten. Im Garten hinterm Haus, dem Jagdrevier ihres schwarzen Katers, reifen Kirschen, Äpfel und Birnen, blühen Rosen und Nelken, entwickelt Knoblauch neben biederen Zwiebeln seinen unnachahmlichen Duft, warten Küchenkräuter aufs Wiegemesser und Erdbeeren auf Sahne, Mürbeteig und Tortenguß.



Der Himmel, der sich am Morgen hoch und hell zeigte, ist inzwischen grau. Es regnet seit Stunden. Doch die Höfts haben Sonne im Gesicht. Sie, eine Frau, deren liebenswerte Natürlichkeit vom ersten Moment an fasziniert. Er, ein Mann, der Ruhe und Kraft ausstrahlt. Da ist Harmonie ohne viel Worte. Da ist Zweisamkeit, die froh stimmt in einer Zeit mit hohen Scheidungsquoten. „Wir hatten gute Jahre“, sagt das Zopfmädchen von einst, das inzwischen mit ihrem Siegfried schon Silberhochzeit hielt. Und 25 Jahre arbeitet sie auch im gleichen Betrieb. „Fleißig, zuverlässig, bescheiden und anerkannt im Kollektiv.“ So sagt Oberingenieur Siegfried Gluschke, der Direktor für Verkehr, von ihr, die sich früher als Kulturobmann darum kümmerte, daß keine Theaterkarte verfiel, und die sich heute als Sozialbevollmächtigte darum sorgt, daß kein Kranker vergessen wird.

✧

Ihr Großvater – Korbmacher, wie auch ihr Vater es war – besaß am Ortsrand von Schönfließ ein Stück Land: Wiesen, Wasser und Weiden, aus deren Ruten unter seinen Händen Nützliches entstand. Und da er gewohnt war, seine Hände zu gebrauchen, legte er sich im Laufe der Jahre vier kleine Karpfenteiche an. Nur so. Zur eigenen Freude. Später tummelten sich dann Goldfische unter Wasserrosen. Liepes Goldfischteiche – kommunal inzwischen – gehören fest zur reizvollen Eisenhüttenstädter Naherholung.

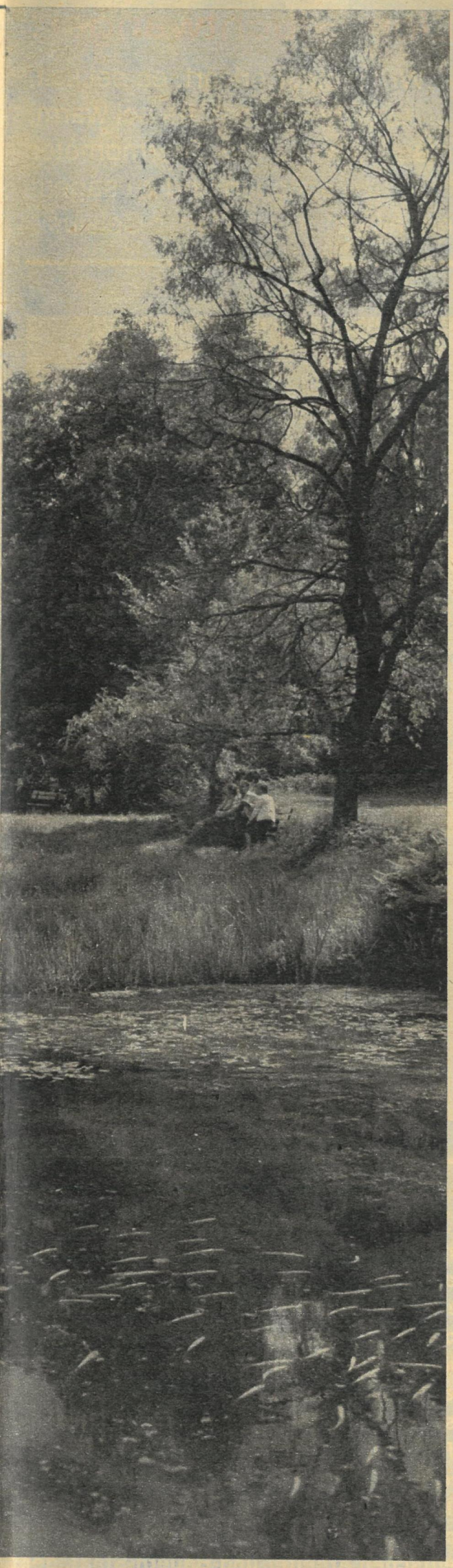
Die Naherholung der Höfts liegt etwas weiter weg. Im Schlaubetal. Dort steht ihr Bungalow am Schervenzsee. Was – außer Mücken – da noch beißt? Karpfen, Hechte, Barsche, Zander, Aale, Plötzen, Schleie, Bleie und Rotfedern. Im nahen Wald wachsen Pfifferlinge, Steinpilze, Maronen, Butterpilze, Rotkappen, Birkenpilze. „Letzten Herbst haben wir 48 Gläser eingeweckt.“

Die Wochenendfreude am See ist nicht immer nur Höfts Privatvergnügen. Ihre Kollegen vom Kraftverkehr und seine vom BMK, dem Bau- und Montagekombinat Ost, sind einmal im Frühjahr oder im Herbst gern gesehene Gäste. Der Grill ist groß genug für zwanzig Scheiben Schweinekamm. Über so verbrachte kollektive Freizeitstunden wird ordentlich in den Brigadebüchern Buch geführt. In dem seiner Truppe unter dem Datum vom 6. Mai 1983 der Satz: „In gemütlicher Runde wurden die Probleme des Alltags diskutiert und gern mal zur Seite geschoben.“

✧

Ohne das EKO gäbe es die Höfts nicht, hätten sich die beiden damals höchstwahrscheinlich nie kennengelernt. Über dreißig Jahre baut er nun schon im Hüttenwerk an der Oder. Und kein Ende ist abzusehen, denn das EKO hat große Pläne. Er kennt's wie seine Westentasche, hat hier den schweren Anfang miterlebt, weiß um Niederlagen und Siege, um tatkräftige sowjetische Hilfe für Bauleute und Metallurgen. Er war Maurer, und Maurer ist er geblieben. Seit ein paar Jahren allerdings ist er Brigadier, hat eine Jugendbrigade. Als im Vorjahr mit dem Bau des Konverterstahlwerkes begonnen wurde, war er mit ihr am dazugehörenden Sozialgebäude betei-

FREIE WELT SUCHAKTION · FREIE WELT SUCHAKTION ·



ligt. Das Konverterstahlwerk läuft im Probetrieb. Das Sozialgebäude ist bereits übergeben. Und Jutta Höft war vor Jahren – mit viel Freude, wie sie sagt – als Disponentin für die Möbeltransporte derer verantwortlich, die in Eisenhüttenstadt ein neues Zuhause und im EKO einen neuen, sicheren Arbeitsplatz fanden. Gegenwärtig ist sie mit der technologischen Vorbereitung von Straßengütertransporten fürs neueste Bauvorhaben des EKO beschäftigt, das geplante Warmwalzwerk.

Auch im Leben der beiden Jungen spielt das EKO keine unwichtige Rolle. Toralf wird im Herbst in Vaters Betrieb seine Zimmererlehre beginnen und also auch fürs EKO arbeiten. Matthias, der als Kfz-Elektriker in Mutters Betrieb sein Geld verdient, hat einst für die Farben von Stahl Eisenhüttenstadt, dessen Trägerbetrieb das EKO ist, sportlichen Ruhm errungen. Als Siebzehnjähriger erkämpfte der 1,94 m große im Gewichtheben zweimal Spartakiadegold in Berlin. Auszeichnung: sechs Tage Moskau.

✧

Da steht er nun, der legendäre Hochofen I, mit dem alles begann: der Kampf ums Roheisen, um überbotene Pläne, der Kampf gegen tückische Anschläge des Klassenfeindes und auch gegen den eigenen inneren Schweinehund. Er steht da, als wäre er von Ewigkeit. Der Nelkenstrauß ist überreicht. „Und wo sind die Zöpfe", fragt Dr. Drodowsky und lacht. Jutta Höft lacht wortlos zurück. Die zwei sehen sich zum ersten Mal. Also ist die Frage erlaubt, wo er denn war, damals, als der Hochofen sein erstes Feuer bekam. Er schmunzelt, schaut sie voll an. „Auch hier", sagt er. „Nur etwas weiter weg. Nicht im Blickpunkt der Kameras. Ich stand im Blauhemd mitten in der Menge". Der Arbeiterjunge aus dem kleinen Dorf Breslack – nur einen Katzensprung von Jutta Höfts Schönfließ entfernt – besuchte damals die Clara-Zetkin-Oberschule in Fürstenberg. Und machte hier sein Abitur. Dann – während des Vorpraktikums – war er wieder am Hochofen. Diesmal näher, nicht als Zuschauer. Und nicht am Hochofen I, denn der hatte 1952 schon drei Brüder bekommen.

Es folgten Studienjahre an der Bergakademie Freiberg. Diplomarbeit über ein EKO-Thema. Promotion. Doktorhut. Leitung eines Forscherkollektivs, das ein neues Verfahren zum Einblasen von Braunkohlenstaub in Hochöfen entwikkelte. Nationalpreis. Sitz und Stimme in der Volkskammer für die Partei seiner Klasse.

„Im August sind's 19 Jahre, die ich im EKO arbeite", sagt der Mann, der mit unserer 35jährigen Republik wuchs. Der als Generaldirektor für die Arbeit von 16 000 Menschen Verantwortung trägt. Der ein leistungsstarkes sozialistisches Kombinat leitet, das heute rund 75 Prozent des Roheisenaufkommens der DDR produziert sowie kaltgewalzte Bleche, Bänder und Profile an rund 1800 Abnehmer liefert.

✧

„Das Foto, auf dem ich mit Otto Grotewohl drauf bin, hängt bei uns im Heimatmuseum", sagt Jutta Höft. Im Museum jener Stadt, die jünger ist als unsere Republik, der Stadt, die bei festlichen Anlässen an verdiente Leute Ehrenplaketten vergibt. Auf der einen Seite das graphisch gut gestaltete Stadtwappen mit Hochhaus, Hochofen, und Friedenstaube. Und auf der anderen drei Zeilen nur: „Gegründet im 5. Nachkriegsjahr. Bewohnt von den Erbauern. Sorgt, daß die Städte dauern."

Horst Goldschmidt (Text)
Detlev Steinberg (Fotos)

FREIE WELT SUCHAKTION · FREIE WELT SUCHAKTION ·

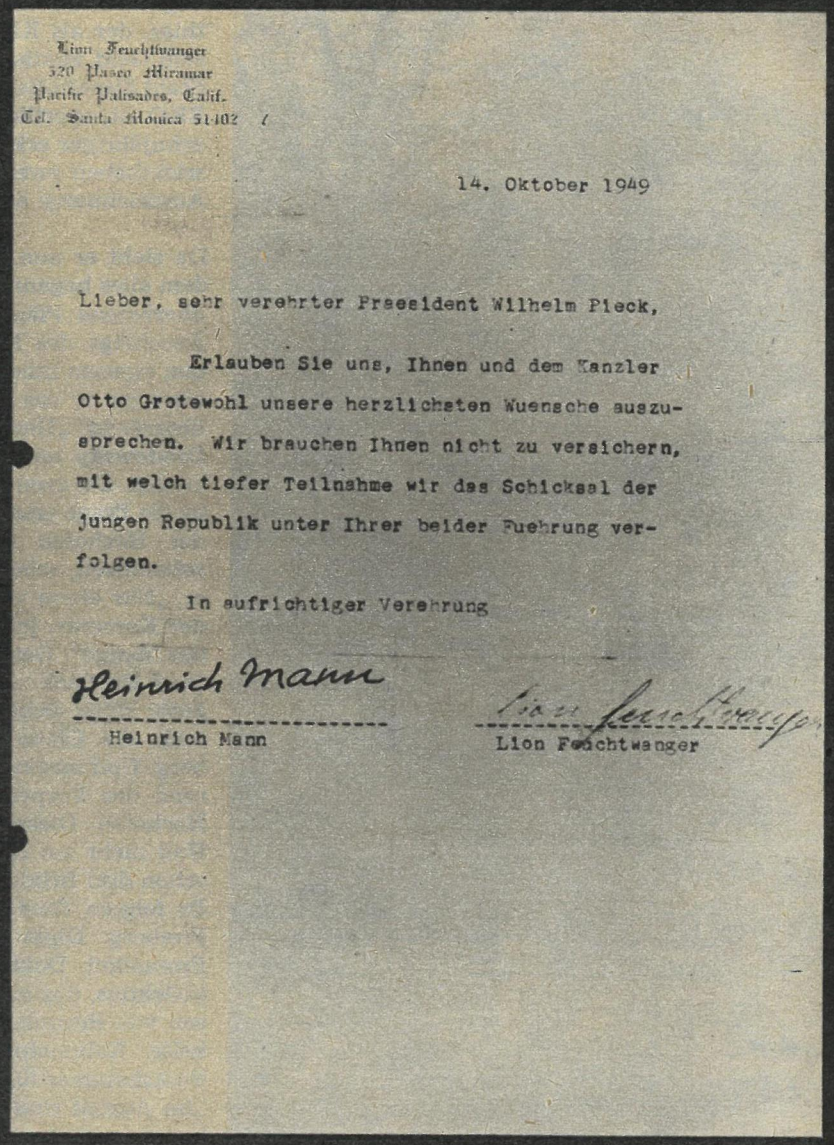
L. F. — Lion Feuchtwanger:

„Wenn einer erklärt, es sei kalt, und der andere, es sei warm, veranlaßt dies mich, auf das Thermometer zu schauen und zu sagen: Meine Herren, es hat hier 19 Grad Celsius."

Der seltsame Krieg, le drôle de guerre, wie die Franzosen den merkwürdigen Zustand des Stillhaltens und Abwartens seit Kriegsausbruch bezeichneten, war zu Ende – nach fast siebeneinhalb Monaten, am 10. Mai 1940 hatten Luftlandetruppen der Naziwehrmacht in Belgien und den Niederlanden festen Fuß gefaßt, deutsche Divisionen überschritten die Maas, schon stießen ihre schnellen Verbände nach Nordfrankreich vor. Da erfuhr der zu dieser Zeit in dem kleinen Fischerdorf Sanary-sur-mer an der französischen Riviera im Exil lebende deutsche Schriftsteller Lion Feuchtwanger per Radio, daß sich nunmehr alle Deutschen in Frankreich internieren lassen müßten. Der Krieg, schon lange befürchtet, jetzt holte er ihn ein. Die Hitler und Goebbels würden, bekämen sie den konsequenten Antifaschisten in ihre Gewalt, nicht glimpflich mit ihm umgehen. Unweigerlich wäre er ihnen schon im Jahre 1933 in die Hände gefallen. Damals hatten sie seine Bücher auf dem Berliner Opernplatz verbrannt, sein Haus im Grunewald geplündert und verwüstet, unter anderen auch ihn zum Feind Nummer eins erklärt. Doch befand er sich gerade auf einer Vortragsreise durch die USA. An jenem verhängnisvollen 30. Januar 1933, als die braunen Machthaber ihren Sieg feierten, hatte Feuchtwanger auf einem Empfang des deutschen Botschafters in Washington gewarnt: Hitler, das ist der Krieg! Er hatte sich nicht getäuscht. Nun saß er, wie er feststellte, in der Mausefalle.

Die Mausefalle hieß Les Milles, eine alte Ziegelei nahe der südfranzösischen Stadt Aix, das Internierungslager. Um zwei Minuten nach fünf am 21. Mai 1940 kam L. F. in einem alten Taxi hier an. In seinem Erlebnisbericht „Der Teufel in Frankreich" faßt er seinen Gemütszustand so: „Ich notierte innerlich, daß also die erste Minute nach fünf am 21. Mai die letzte Minute gewesen war, die ich in Frankreich in Freiheit verbracht hatte... Ich war recht unglücklich." Aber schon eine Minute später war er, so schreibt er, „sehr glücklich", denn er hatte unter den Gefangenen ein paar bekannte Gesichter entdeckt. Nazigegner wie er, die befürchten mußten, als Internierte in die Fänge der Gestapo zu geraten; bei der Schnelligkeit des deutschen Angriffs und der Unentschiedenheit der französischen Behörden, die antifaschistischen Gefangenen rechtzeitig in Sicherheit zu bringen, waren sie alle auf das äußerste bedroht. Trotz Bedrohung und quälender Ungewißheit verlor L.F. nicht seinen „skeptischen Optimismus", seine sich anerzogene Zivilcourage; Gefährten dieser Tage und Wochen erklärten später übereinstimmend, daß der Schriftsteller ihnen in dieser schweren Zeit mit Zuspruch und praktischer Tat geholfen habe. L.F., der gegen jede eigene psychische und physische Bedrängnis dennoch den Mut aufbrachte, anderen Mut und Zuversicht zu geben, erklärt diese seine Haltung aus seiner historischen Einsicht, „daß die Hitlerleute, so große Augenblickserfolge sie gewannen, den Endsieg nie würden erringen können."

Was gab dem Autor von bis dato vierzehn Büchern, darunter einige mit Welterfolg, diese Gewißheit? Welchen „argen Weg der Erkenntnis" mußte er zurücklegen, damit aus dem Münchener Fabrikantensohn und Doktor einer bürgerlichen Philologie der Schriftsteller Lion Feuchtwanger werden konnte, als der er uns in seinen Geschichtsromanen entgegentritt?
Schon frühzeitig entwickelt Lion Jacob Arje, als erstes von neun Kindern am 7. Juli 1884 in reichem Bürgerhause zur Welt gekommen, eine Leidenschaft für Historisches. Ob es die fast vierhundertjährige Geschichte der Feuchtwangersippe ist, ursprünglich durch einen Judenpogrom aus ihrer Heimatstadt Feuchtwangen an der Sulzach vertrieben, oder die Schicksale der Juden überhaupt, die er wiederholt beschreibt, deutet und in welthistorische Zusammenhänge einzuordnen sucht. Er wehrt sich gegen Dummheit und Gewalt und das, „was Marx das Versinken in die Geschichtslosigkeit nennt". Geschichtslosigkeit ist ihm Gesichtslosigkeit, denn ohne Vergangenheit und ihre Bewältigung kann es keine Gegenwart geben. Vernunft, von den Aufklärern des 18. Jahrhunderts neu entdeckt, von der bürgerlichen Revolution in Frankreich 1789 zum obersten Prinzip erhoben, ist für den Bürger und Schriftsteller L.F. höchste Autorität. In seinen ersten historischen Romanen wie „Die häßliche Herzogin" oder „Jud Süß" ruft er sie gegen jegliche Art unmenschlicher Machtpolitik zu Hilfe. Seine Helden unterliegen physisch, triumphieren dennoch moralisch. Ihre Kraft ist die „sanfte Gewalt der Vernunft", die, wie er glaubt, allmählich eine Welt der Menschlichkeit herbeiführen wird. Es bedurfte erst allgemeiner wie persönlicher Erfahrungen mit dem aufkommenden Faschismus und seiner Machtpraxis, um zu dem Schluß zu gelangen, daß „der Herrschaft der Gewalt und des Widersinns unsererseits mittels Gewalt ein Ende zu setzen und an ihrer Statt eine vernünftige Ordnung



Lion Feuchtwanger
520 Paseo Miramar
Pacific Palisades, Calif.
Tel. Santa Monica 51402

14. Oktober 1949

Lieber, sehr verehrter Praesident Wilhelm Pieck,

Erlauben Sie uns, Ihnen und dem Kanzler Otto Grotewohl unsere herzlichsten Wuensche auszusprechen. Wir brauchen Ihnen nicht zu versichern, mit welch tiefer Teilnahme wir das Schicksal der jungen Republik unter Ihrer beider Fuehrung verfolgen.

In aufrichtiger Verehrung

Heinrich Mann
Heinrich Mann

Lion Feuchtwanger
Lion Feuchtwanger

Beobachten, überprüfen, nachdenken, urteilen – das war die schriftstellerische Methode des Romanciers Lion Feuchtwanger. Mit ihrer Hilfe und hoher künstlerischer Meisterschaft gelangen dem Dichter so bedeutende historische Romane wie die „Josephus-Trilogie", „Goya" oder „Narrenweisheit", zeitgeschichtliche Romane wie „Erfolg" oder „Exil". Klarheit des Blicks und leidenschaftliches Engagement für den gesellschaftlichen Fortschritt zeichnen alle seine Werke, allein 17 Romane, aus. Er stellte sich als Publizist vorbehaltlos an die Seite der Kämpfer gegen den Faschismus, verteidigte die Sowjetunion und begrüßte 1949 den ersten deutschen Arbeiter-und-Bauern-Staat, der ihn 1953 für sein humanistisches Gesamtwerk mit dem Nationalpreis I. Klasse ehrte.

Ein Beitrag von Helmut Zemke

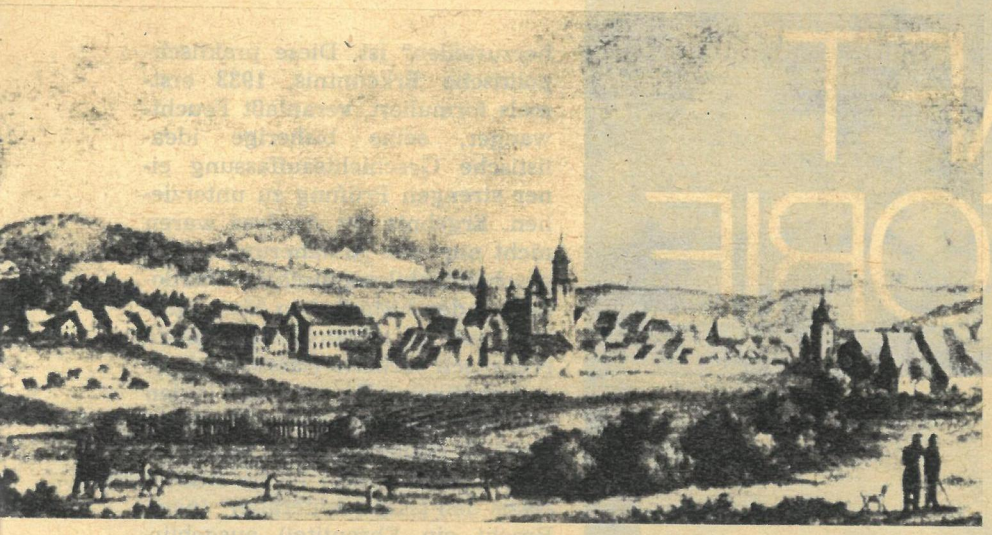
LEIDENSCHAFT FÜR DIE HISTORIE

Auf Einladung des sowjetischen Schriftstellerverbandes besuchte Feuchtwanger 1936/37 die Sowjetunion, hier auf dem Roten Platz in Moskau.

herzustellen“ ist. Diese praktisch-politische Erkenntnis, 1933 erstmals formuliert, veranlaßt Feuchtwanger, seine bisherige idealistische Geschichtsauffassung einer strengen Prüfung zu unterziehen. Ergebnis der Analyse waren nicht nur eine Annäherung seiner geschichtsphilosophischen Positionen an den historischen Materialismus und die daraus resultierende realistisch vertiefte Darstellung gesellschaftlicher Bewegungen in den Romanen, sondern auch die direkte politisch-publizistische Auseinandersetzung mit dem Feind. Als die Nazis den „Asphaltliteraten“ (nach Brecht ein Ehrentitel) ausgebürgert hatten, nahm L.F. sofort aktiven Anteil am antifaschistischen Kampf deutscher Schriftsteller im Exil. Er gründete gemeinsam mit dem in dänischer Emigration lebenden Bertolt Brecht und Willi Bredel, der seinen Wohnsitz in Moskau hatte, die in Moskau erscheinende Emigrationszeitschrift „Das Wort“, schrieb zahlreiche Artikel zu literarischen, philosophischen und politischen Fragen und trat auf antifaschistischen Kongressen gegen die Gefahr des Krieges und die Eskalation von Unrecht und Gewalt in Deutschland auf. Mit Heinrich Mann zusammen arbeitete Feuchtwanger 1936 im „Vorbereitenden Ausschuß für die Schaffung der deutschen Volksfront“, in dem sich beide Schriftsteller tatkräftig für ein Bündnis aller antifaschistischen Kräfte einsetzten.

Nach eigener Aussage haben zwei große Geschehnisse Feuchtwangers literarische Entwicklung bestimmt: der imperialistische erste Weltkrieg und der Aufbau der sozialistischen Gesellschaft in der Sowjetunion. Jene „vernünftige Ordnung“, wie er sie sich während der Auseinandersetzung mit dem heraufziehenden Faschismus vorgestellt und schließlich 1933 gefordert hatte, lernte der Schriftsteller 1937 aus eigenem Augenschein kennen. Der im gleichen Jahr im Amsterdamer Querido-Verlag erschienene Reisebericht Feuchtwangers „Moskau 1937“ spricht nicht nur von Sympathie, sondern von tiefem Verständnis für das „Experiment, ein riesiges Reich einzig und allein auf Basis der Vernunft aufzubauen...“ Er verurteilt ausdrücklich die Haltung westlicher Intellektueller gegenüber der Sowjetunion. „Sie sind blind“, schreibt er, „vor der weltgeschichtlichen Leistung, die hier vollbracht wird.“

Feuchtwanger selbst ist durchaus nicht blind gegenüber den Schwierigkeiten und Mängeln des noch jungen Sowjetstaates, aber sein an der Realität geschärfter Blick erkennt die ganze Tragweite dessen,



Im Jahre 1555 wurden die Juden aus dem Städtchen Feuchtwangen im bayrischen Mittelfranken durch einen Pogrom vertrieben. Sie fanden in anderen Orten Bayerns Asyl und nannten sich „Feuchtwanger".

Leidenschaft für die Historie

was dort geschieht. Für ihn ist „alles weit, großartig und ungeheuer jung", so bemerkt er in einem Brief an Arnold Zweig, er ist überzeugt, „daß hier die Zukunft liegt, und zwar die nahe Zukunft".

Diese nahe Zukunft erforscht der äußerst aufmerksame Beobachter L.F. in ungezählten Details, in Begegnungen mit Arbeitern, Intellektuellen, Politikern. Er trifft mit Schriftstellern wie Alexej Tolstoi, Ilja Ilf und Jewgenij Petrow zusammen, Stalin lädt ihn zu einem Gespräch ein. Mit Erstaunen registriert der Berichterstatter den Lesehunger und die außerordentliche Wirkung von Literatur auf den sowjetischen Leser. Anders als im Westen, existieren die Helden eines vielgelesenen Romans in der Sowjetunion „so leibhaft wie nur irgendeine Persönlichkeit des öffentlichen Lebens". Mehrmals hat der Schriftsteller Gelegenheit, in Fabriken mit Arbeitern und Ingenieuren über seine eigenen Bücher zu diskutieren, die in hohen Auflagen im Lande erschienen sind. Er gesteht, daß es nicht immer leicht gewesen wäre, seinen sowjetischen Lesern Rede und Antwort zu stehen, sie stellen unerwartete Fragen und lassen ihrem Autor keine Möglichkeit, „sich hinter Gesetzen der Ästhetik zu verstecken, hinter Gerede von literarischer Technik und poetischer Freiheit".

Als ein Jahr später die erste russische Gesamtausgabe seines Werkes in Moskau vorbereitet wird, gibt Feuchtwanger ihr in einem Vorwort das Geleit: „Im Leben der Bourgeoisie ist die Literatur nichts weiter als sehr gehobener Zeitvertreib... Man liebt sie, man hat sie gern, man würde nicht gern auf sie verzichten, aber man liebt und kauft sich Bücher, wie man sich einen Hund hält oder eine Katze...

Im Leben der Sowjetbürger ist die Literatur ein Gebrauchsgegenstand. Der Schriftsteller gilt dem Sowjetleser als der Sachverständige für Seelisches, und er benötigt ihn wie den Arzt oder den Sporttrainer. Für den Leser der kapitalistischen Welt sind die Menschen der Bücher Spielpuppen für müßige Stunden... für den Sowjetleser sind sie reale Wesen... Wenn die Menschen eines Buches mit dem Sowjetleser zusammenstoßen, müssen sie sich bewähren, müssen sie zeigen, ob sie Leben, ob sie Realität sind. Dies war eine der wichtigsten Erkenntnisse, welche die Begegnung mit Sowjetlesern mir verschaffte."

Aus der Art, wie sowjetische Leser Kunst und Wirklichkeit, Literatur und Leben in ihrer Wechselwirkung sehen, wie Geistiges und Materielles in ihren Augen zu lebensnotwendiger Einheit verschmilzt, erkennt der Künstler Feuchtwanger die sittliche Kraft jener mit nichts zu vergleichenden gesellschaftlichen Umwälzung. Die Erschütterung, die das Erlebnis des ersten Weltkrieges in ihm hervorgerufen hatte, und das Erlebnis einer neu sich bildenden Menschenwelt verhalfen ihm dazu, sich „von gewissen Vorurteilen der Klasse, inmitten derer (er) geboren war, zu befreien".

Wie endete das Abenteuer mit dem Teufel in Frankreich im Juni 1940?

Moskau 1937 auf dem Belorussischen Bahnhof (Bild oben).
Im Juni 1940 gelang dem Schriftsteller die Flucht in die USA, hier mit seiner Frau Marta im Garten seines Hauses in Pazifik Palisades, Kalifornien, wo er bis zu seinem Tode 1958 lebte (Bild unten).

Feuchtwanger hinter dem Stacheldraht von Les Milles, in diesem Internierungslager wurde der Schriftsteller im Mai 1940 gefangengesetzt (Bild oben). Mit Bertolt Brecht, hier in Kalifornien, verband Feuchtwanger eine lebenslange Freundschaft (Bild unten).

Fotos und Reproduktionen:
Archiv Reclam Verlag, Akademie der Künste, Berliner Verlag.

„Der Teufel in Frankreich war ein freundlicher, manierlicher Teufel", schreibt L.F. Das Teuflische seines Wesens offenbare sich in der höflichen Gleichgültigkeit der Behörden. Bis zur letzten Minute zögerten sie den Abtransport der Internierten hinaus. Dann, die Nazitruppen, so hieß es, stünden schon dreißig Meilen südlich von Lyon, stiegen sie in den rettenden Zug. Er brachte sie in die Gegend von Nîmes, aber da war der Krieg in Frankreich auch schon zu Ende. Nach Flucht aus dem Lager und Fußmärschen über die Pyrenäen, gelang L.F. mit Hilfe seiner Frau Marta die Ausreise nach Amerika.

Daß die Hitlerleute den Endsieg nie würden erringen können, diese Gewißheit, zu Beginn seiner Internierung ausgesprochen, war für Feuchtwanger im Grunde die Ausgangsposition all seines weiteren Schreibens. Wie oft hatte der Romancier bei der Durchforschung der Geschichte erlebt, daß Rückfälle in die Barbarei, in die Geschichtslosigkeit, wenn auch schmerzhaft empfunden, den gesellschaftlichen Fortschritt nicht aufzuhalten vermögen. Das Erlebnis des unaufhaltsamen Fortschreitens von menschlicher Vernunft und Gesittung stützte sich weitgehend auf die Kenntnis jener der Entwicklung der Menschheit innewohnenden Gesetze, von denen Marx und Engels in ihrer materialistisch-dialektischen Geschichtsbetrachtung ausgegangen waren. L.F. fand in der Existenz der Sowjetunion die praktische Bestätigung für diese grundlegende wissenschaftliche Erkenntnis. Unbeirrt hielt er daran fest, auch unter den Bedingungen der Antisowjethetze und der späteren Kriegshysterie in den USA, wo er bis zu seinem Tode 1958 lebte.

In seinem produktiven Schriftstellerleben beschäftigte Feuchtwanger wiederholt die Frage nach dem Sinn des historischen Romans. In einem 1935 in Paris gehaltenen und in der Moskauer Emigrationszeitschrift „Internationale Literatur" abgedruckten Vortrag hatte Feuchtwanger darauf hingewiesen, daß jemand, der Vergangenes darstelle, leicht in den Verdacht gerate, den Problemen der Gegenwart ausweichen zu wollen; viele historische Romane seiner Zeit liefen in der Tat darauf hinaus, von der Not der Gegenwart abzulenken und das Lob der „guten" alten Zeit zu singen. Einer solchen Tendenz mußte ein Schriftsteller seines weltanschaulichen und literarischen Formats eine eigene Konzeption entgegensetzen. Nicht Ablenkung, sondern Erhellung ist beabsichtigt; der Vergangenheitsstoff solle den Charakter eines Gleichnisses tragen, die Ähnlichkeit der dargestellten geschichtlichen Vorgänge sollten den Bezug zum zeitgenössischen Geschehen deutlich machen. Er wolle sein eigenes gegenwärtiges Lebensgefühl, sein subjektives Weltbild ausdrücken, auf den Leser übertragen. Die Erinnerung an frühere Siege und Niederlagen schien dem Schriftsteller damals eine besonders geeignete Waffe in den Kämpfen seiner Zeit zu sein.

Später dann, in den historischen Romanen des an politischen Erfahrungen und Einsichten gereiften Autors, will Feuchtwanger der Gefahr vordergründiger Übertragung geschichtlicher Vorgänge auf die Gegenwart entgegenwirken, indem er versucht, die Ereignisse und Persönlichkeiten der Vergangenheit in ihrer eigenen Dialektik zu begreifen und zu gestalten. Von diesem neugewonnenen Standpunkt läßt L.F. die Reihe seiner vergangenheits- und zeitgeschichtlichen Romane in einer Art Selbstverständigung noch einmal Revue passieren. Er gliedert sie nach der Entwicklung der Grundideen ihres Autors:

Drei Bücher versuchen, die Auseinandersetzung des Individuums mit der Gesellschaft seiner Zeit zu zeichnen, die private Auflehnung eines höchst persönlichen Wesens gegen eine immer sinnloser werdende Gesellschaftsordnung – das sind die Romane „Die häßliche Herzogin", „Jud Süß", „Der falsche Nero".

Dann die Bücher der „Josephus-Trilogie", in der der Schriftsteller, nicht ohne autobiographische Bezüge, in der Persönlichkeit des jüdischen Geschichtsschreibers Flavus Josephus aus dem ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung den Streit zwischen Nationalismus und Internationalismus austrägt.

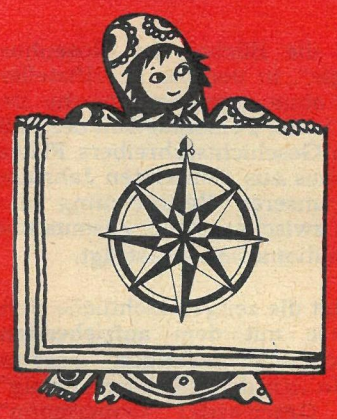
Es folgt die zeitgeschichtliche Kontroverse mit dem aufziehenden, machtbesitzergreifenden Faschismus in den drei Büchern „Erfolg", „Die Geschwister Oppermann", „Exil"; hier geht es um die gesellschaftlichen Hintergründe des faschistischen „Erfolgs", um die Schicksale der jüdischen „Geschwister Oppermann", um die Wirkungen faschistischer Politik, die Nöte und den Widerstand im „Exil".

Da sind die drei Bücher der Revolution, die von Männern erzählen, die ihr Leben nicht mit Reflexionen vergeuden, sondern politisch bewußt handeln, „Goya oder der arge Weg der Erkenntnis", „Narrenweisheit oder Tod und Verklärung des Jean-Jaques Rousseau", „Die Füchse im Weinberg".

In all diesen Romanen, die Reihe ist bei weitem nicht vollständig, erkennen wir einen klugen Betrachter und Analytiker der Gegenwart, einen streitbaren Humanisten, der Zeitgenössisches aussagen wollte im historischen Gewand. Er suchte, wie er es im Nachwort zu seinem Roman „Die Füchse im Weinberg" ausdrückte, in der Geschichte nie die Asche, sondern immer das Feuer.

FREIE WELT

Schwiegermutters Kissen



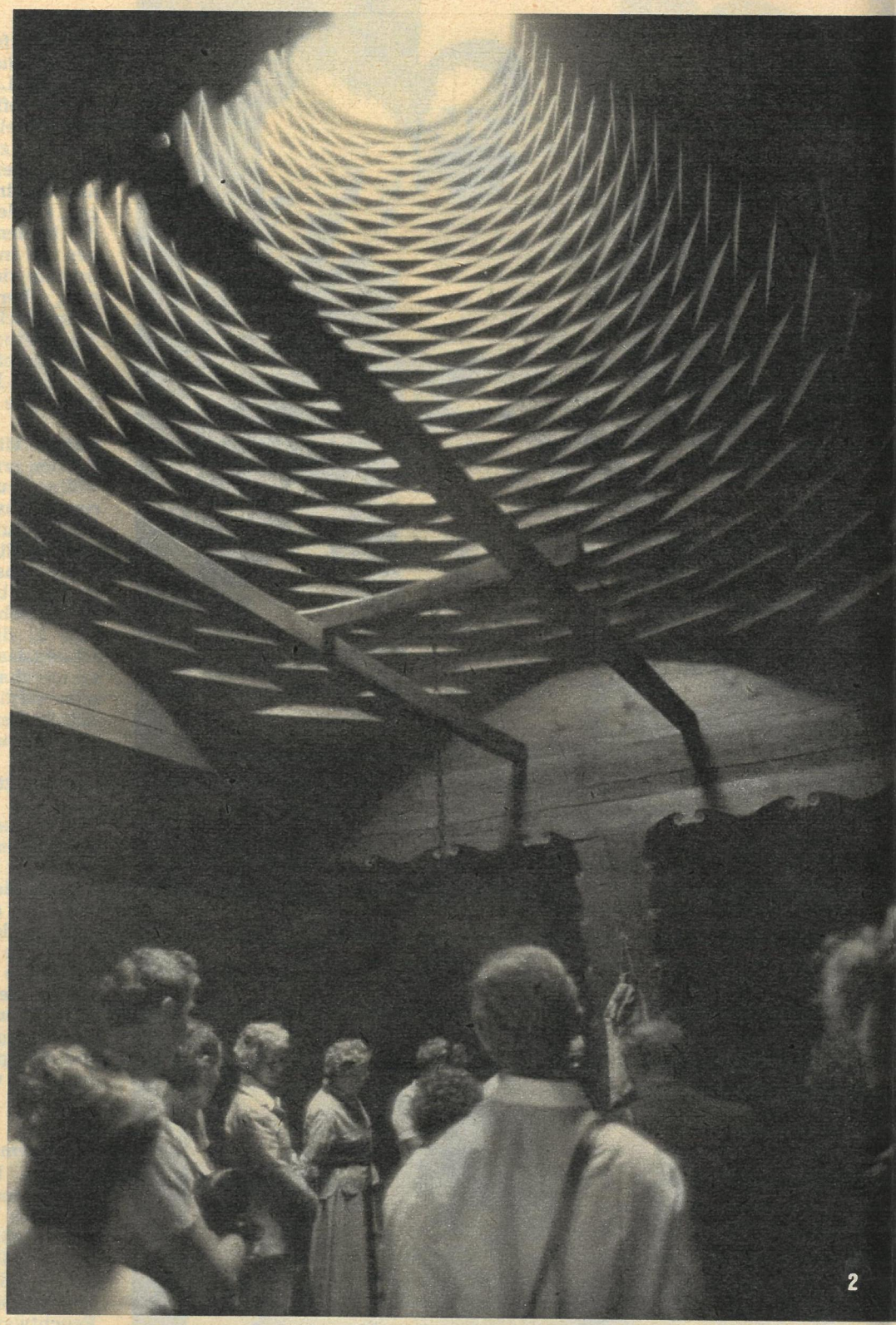
Ethnographische Museen, die mit historischen Landesbräuchen bekannt machen, können Touristen in mehreren sowjetischen Reisezielen besuchen. So in Riga und Tallinn, in Nowgorod, Susdal und bei Kiew. Das 1976 in Tbilissi eröffnete Museum für georgische Volksbaukunst und Lebensweise stellen wir heute vor. Es befindet sich im „Park des Sieges" und ist vom Stadtzentrum per Seilbahn zu erreichen.

Von Mut- und Kraftproben für junge Burschen, die Hand und Herz eines Mädchens begehren, erzählen nicht nur Märchen aus uralten Zeiten. Im Dorfmuseum der georgischen Hauptstadt umschritten und begutachteten wir einen ovalen Stein mit schöner glatter Oberfläche. Dereinst auserkoren, über finsteren Fluch oder heiteren Jubel zu entscheiden. Nach Auskunft wiegt er noch heute zweihundertsechzig Pfund. Junge Männer mit Heiratswünschen hatten ihn vor dem Rat der Dorfältesten emporzuheben und über ein stehendes Pferd zu werfen. Nun liegt er dort, von Professor Sumbadse, dem Gründer des Museums, klassifiziert und katalogisiert. Und schweigt.

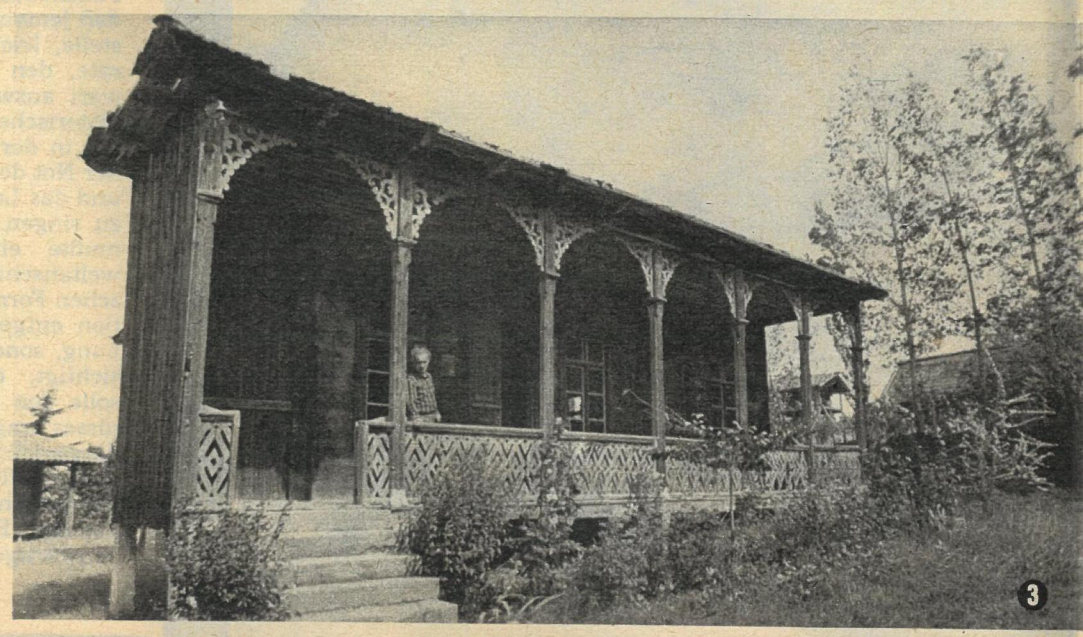
Dreiundvierzig stiltypische Bauerngehöfte aus dem 17., 18. und 19. Jahrhundert haben die Mitarbeiter des Museums seit 1968 in den verschiedenen Landesteilen Georgiens ausfindig gemacht, sorgfältig abgetragen und zum Gelände am Schildkrötensee transportiert, um sie dort originalgetreu wiederaufzubauen. Ausgestattet mit historischem Hausrat und Gerätschaften, vermitteln sie Einblicke in bäuerliche Sitten und Lebensweisen. Architektonisch interessant sind auch die dörflichen Produktionsstätten: Weinkeller, Wassermühlen, Butter- und Ölkammern, Vorratskammern, Speicher aus Flechtwerk und Holz. Das Museum ist in zehn Zonen unterteilt, die die unterschiedlichen altgeorgischen Bauweisen repräsentieren.

Eines der bemerkenswertesten Wohnhäuser stammt aus dem kartlischen Dorf Karagadschi. Es ist in traditioneller Rundbauweise ausgeführt und verjüngt sich nach oben zu einer offenen zwölfkantigen Pyramide, die aus 452 Balken zusammengelegt ist; dabei wurde kein Nagel verwendet. Unter der Öffnung befand sich die Feuerstelle mit Kessel. Die Sitz- und Schlafgelegenheiten sind an der Wand aufgestellt. Ein verziertes Kissen polsterte den Platz der Schwiegermutter, der sich gleich neben der Tür befand. Warum? Das wollte mir niemand sagen.

Norbert Kaiser (Text)
Peter Meißner (Fotos)

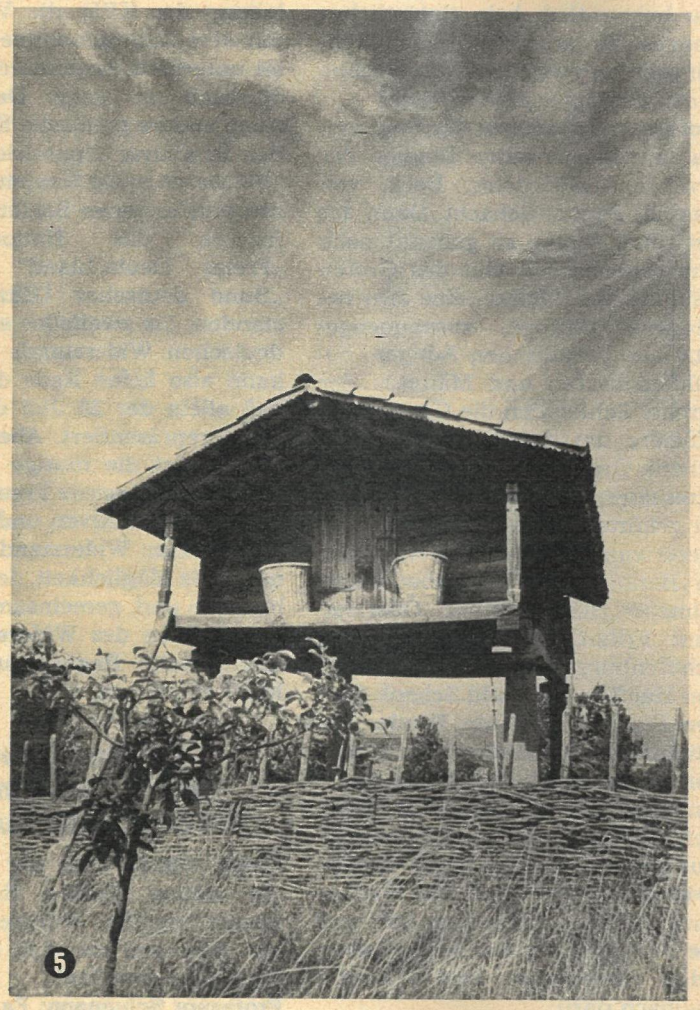


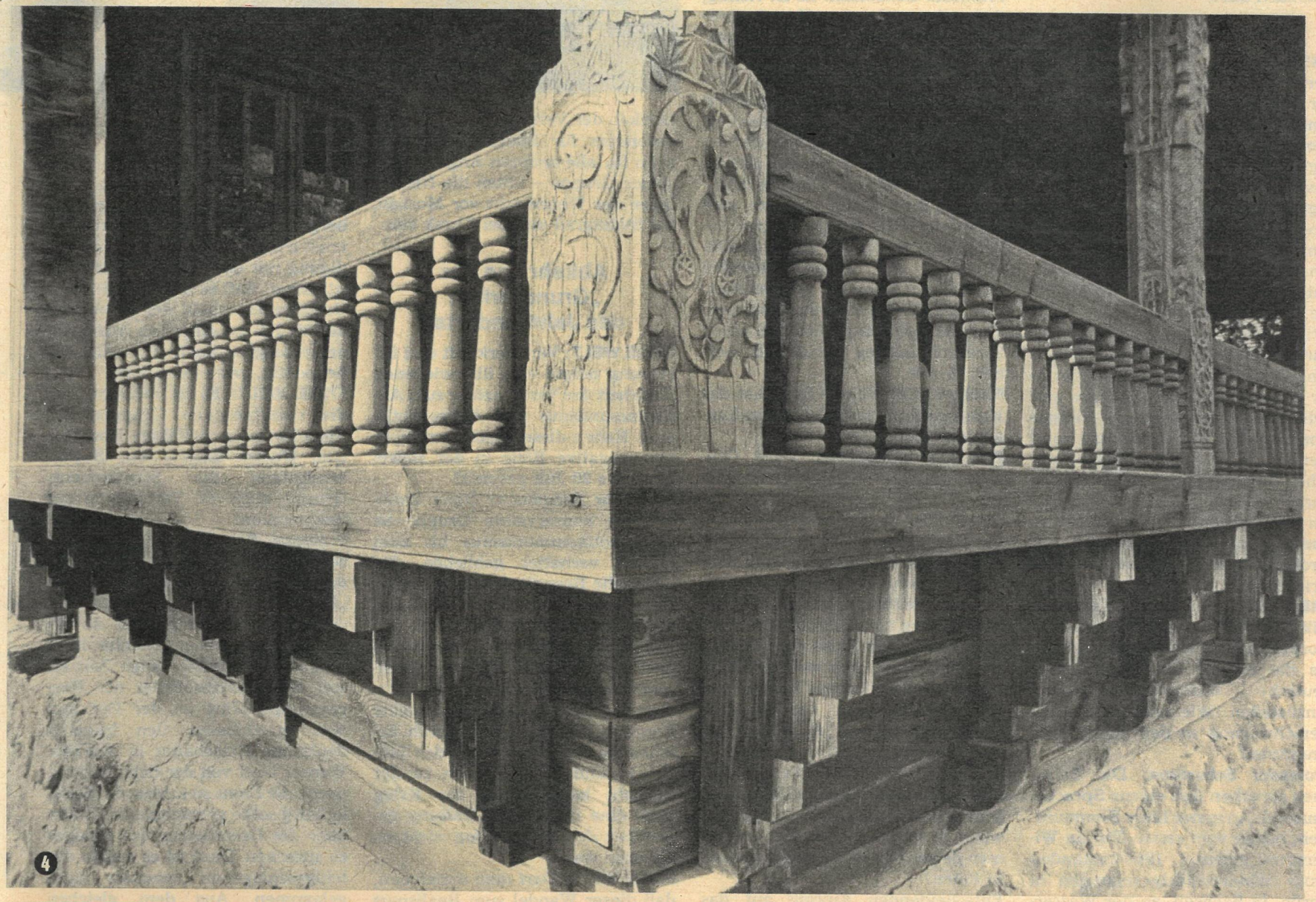
2



3

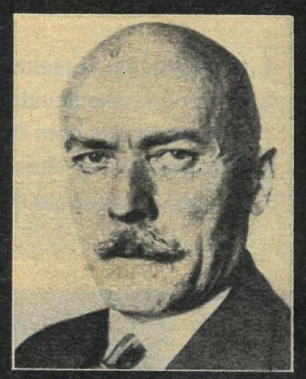
1. Lageplan am Museumseingang
2. Altgeorgischer Rundbau mit pyramidenförmigem Rauchabzug aus Kantholz
3. Wohnhaus aus dem Dorf Ontopo, erste Hälfte des 19.Jahrhunderts
4. Kunsthandwerkliches Können zeichnet die verandaartigen Vorbauten aus
5. Vorratsspeicher auf Pfählen zum Schutz vor Hochwasser und Tieren





Verschwörung

Im Sommer des Jahres 1944 ist der Ausgang des zweiten Weltkriegs nicht mehr fraglich: die Sowjetarmee auf unaufhaltsamem Vormarsch, die westlichen Alliierten in Frankreich gelandet. Der Krieg ist im Begriff, nach Deutschland zurückzukehren. In dieser Situation explodiert in Hitlers Hauptquartier eine Bombe. Hitler überlebt das Attentat nahezu unverletzt. Die Verschwörung, in die hohe Offiziere, Diplomaten und Beamte verwickelt sind, wird aufgedeckt. Der „Volksgerichtshof" fällt die Todesurteile (Bild rechts: Generaloberst Erich Hoepner). – Fragen zu einigen Aspekten des Attentats und der Verschwörung vom 20. Juli 1944 beantwortet im folgenden Interview Professor Dr. habil. Wolfgang Schumann, Mitarbeiter des Zentralinstituts für Geschichte der Akademie der Wissenschaften der DDR und Leiter des sechsbändigen Projekts „Deutschland im zweiten Weltkrieg".



Claus Schenk Graf von Stauffenberg, der die Bombe in das Hauptquartier trug, am Abend des 20. Juli in Berlin erschossen. Werner Graf von der Schulenburg, ehemaliger deutscher Botschafter in Moskau, wollte mit der Sowjetregierung verhandeln.

FREIE WELT: Was man später die Bewegung des 20. Juli genannt hat, war bekanntlich kein einheitliches Ganzes. Wo würden Sie die Trennungslinien zwischen den verschiedenen Gruppierungen ziehen?

Professor Schumann: Da war einmal die konservative Gruppe der Zivilisten: Goerdeler, Beck, von Hassell, Popitz, Schacht. Dann der Kreisauer Kreis, so genannt nach dem schlesischen Gut des Grafen Helmuth von Moltke, eine sehr heterogene Gruppe, zusammengesetzt aus preußischen Adligen, Sozialdemokraten und Männern der Kirche. Schließlich die Gruppe der Offiziere um den Obersten Claus Schenk Graf von Stauffenberg, den Attentäter, die 1943/44 entstand. Zu ihr gehörten Oberst Albrecht Ritter Mertz von Quirnheim, Generalmajor Henning von Tresckow, Generalmajor Helmut Stieff, Oberleutnant Fritz-Dietlof Graf von der Schulenburg, Oberleutnant Werner von Haeften, Berthold Schenk Graf von Stauffenberg, ein Bruder des Attentäters, Oberstleutnant Cäsar von Hofacker, ein Vetter der Stauffenbergs, und die Generale Friedrich Olbricht und Fritz Lindemann. Aus dem Kreisauer Kreis stießen 1944 Peter York Graf von Wartenburg, Adam von Trott zu Solz und die Sozialdemokraten Julius Leber, Adolf Reichwein und Theodor Haubach dazu.

Nach dem Tag X

FREIE WELT: Welche Absichten verfolgte die Stauffenberg-Gruppe für den Fall eines gelungenen Attentats?

Professor Schumann: Um es in wenigen Stichworten zu sagen: Sturz des faschistischen Regimes, Beendigung des Kriegs an allen Fronten, also auch im Osten, Herstellung friedlicher Beziehungen zu allen Staaten, also auch zur Sowjetunion, Ausrottung der Naziideologie, Bestrafung der Nazi- und Kriegsverbrecher, wenn möglich, durch deutsche Gerichte, Schaffung eines neuen Staatswesens unter Beteiligung aller Klassen und Schichten, bei besonderer Verantwortung der Arbeiterklasse, und Herstellung bürgerlich-demokratischer Rechte und Freiheiten. Es kursierten auch Ideen eines „sozialen Ausgleichs", beispielsweise durch freiwilligen Verzicht auf Großgrundbesitz und großen Industriebesitz.

FREIE WELT: In der Bundesrepublik ist häufig der Versuch gemacht worden, die Bewegung des 20. Juli als die einzige ernstzunehmende deutsche Widerstandsbewegung hinzustellen. Wie würden Sie die Verschwörung in den Widerstand einordnen?

Professor Schumann: Die Tatsachen sprechen ihre eigene Sprache. Tausende, in erster Linie Kommunisten, haben vom ersten Tag an Widerstand geleistet. 1944 bestanden große Widerstandsbewegungen in Berlin, in Sachsen, an der Wasserkante, im Ruhrgebiet und in Thüringen. Eine neue illegale Landesleitung der KPD, die Verbindung mit dem Zentralkomitee ihrer Partei unterhielt, organisierte den Widerstand in ganz Deutschland. Auch andere politische Kräfte standen in aktiver Opposition. Im Juli 1943 waren in der Sowjetunion unter kriegsgefangenen Soldaten und Offizieren das Nationalkomitee „Freies Deutschland" und der „Bund deutscher Offiziere" entstanden, die zweifellos ein Teil des deutschen Widerstands waren. Es kann also keine Rede davon sein, daß allein der 20. Juli den Widerstand repräsentiert. Aber ganz gewiß gehört die mutige Tat Stauffenbergs und seiner Freunde, unabhängig von Motiven und Zukunftsplänen, zum Widerstand. Sie eröffneten die Möglichkeit, den Krieg zu beenden und, gemeinsam mit anderen Kräften des Widerstands, das faschistische Regime aus eigener Kraft zu stürzen.

General Stieff: „Ich schäme mich, ein Deutscher zu sein"

FREIE WELT: Viele der Verschwörer hatten Hitlers Regime zunächst begrüßt. Welche Erfahrungen bewogen sie, sich später von Hitler abzuwenden?

Professor Schumann: Es ist richtig, daß sehr viele der Verschwörer eine tiefe Wandlung erlebt haben. Manche wurden anfangs durch den Begriff „Nationalsozialismus" irregeführt. Aber schon vor dem Krieg sind einige von Hitler abgefallen. Sie wurden vor allem von der Judenverfolgung und von den Drangsalierungen beider Kirchen abgestoßen. Ihre Kritik richtete sich auch gegen die abenteuerliche Außenpolitik, besonders gegen die Okkupation der Tschechoslowakei nach dem Münchner Abkommen, weil sie fürchteten, daß Deutschland, mangelhaft gerüstet, in einen Zweifrontenkrieg verwickelt werden könnte.

FREIE WELT: Welche Rolle hat das Kriegserlebnis für solche Wandlungen gespielt?

Professor Schumann: Viele Offiziere erlitten im Krieg einen schweren Schock, besonders durch die Greueltaten in Polen und dann in der Sowjetunion. Sie hatten es für ausgeschlossen gehalten, daß sich die Wehrmacht an derartigen Grausamkeiten beteiligen könnte. Der spätere General Stieff schrieb 1939 nach einer Reise durch Polen an seine Frau: „Ich schäme mich, ein Deutscher zu sein!" Und im November 1941 von der deutsch-sowjetischen Front: „Es muß sich ja dies alles einmal an uns rächen – und mit Recht! Es ist schamlos, daß um einiger Halunken willen ein so braves Volk ins Unglück gestürzt wird. Es ist alles noch viel schlimmer geworden als vor zwei Jahren in Polen."

Entscheidenden Einfluß auf das Denken der Verschwörer – das gilt besonders für Stauffenberg, aber auch für alle anderen Angehörigen seiner Gruppe – übten die Niederlagen der Wehrmacht vor Moskau, bei Stalingrad und bei Kursk aus.

Abkehr von der „Grundtorheit des Jahrhunderts"

FREIE WELT: Von Herkunft und Erziehung neigte eine überwiegende Mehrheit der Verschwörer zum Antikommunismus und Antisowjetismus. Haben diese Tendenzen nicht eine negative Rolle in der Bewegung des 20. Juli gespielt?

Professor Schumann: Ohne Zweifel. Die konservative Gruppe ist dem Antikommunismus bis zum Schluß verhaftet geblieben. Sie wollte die Beendigung des Krieges, wenn möglich, nur im Westen, um die Ostfront zu halten. Auch ein von ihnen geführtes Deutschland nach Hitler sahen sie als antibolschewistisches Bollwerk.

Anders Stauffenberg und seine Freunde, die, vor allem durch Erfahrungen an der Front, in den Jahren 43 und 44 allmählich zu der Einsicht kamen, daß der Krieg ohne eine realistische Haltung gegenüber der Sowjetunion nicht zu beenden war.

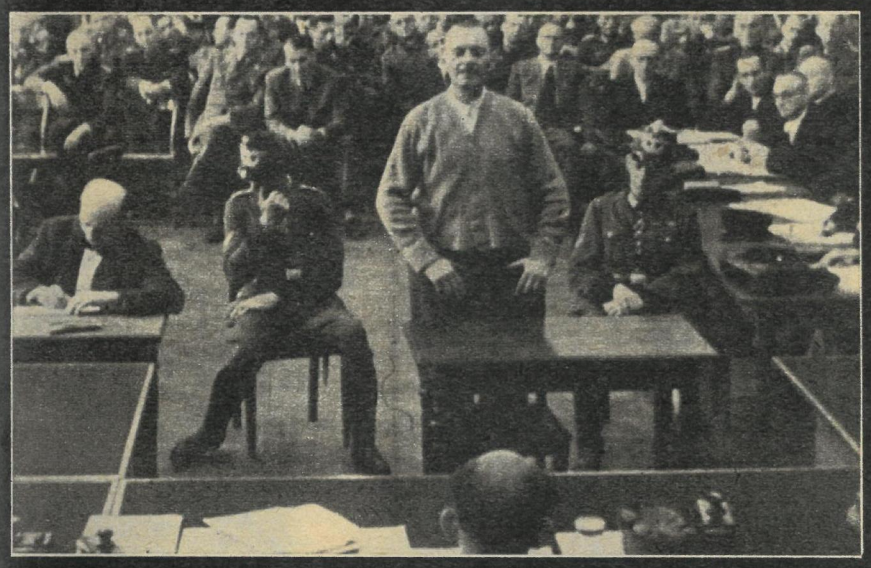
FREIE WELT: Darf man annehmen, daß dieser Wandel zum Realismus auch nach gelungenem Umsturz gegolten hätte?

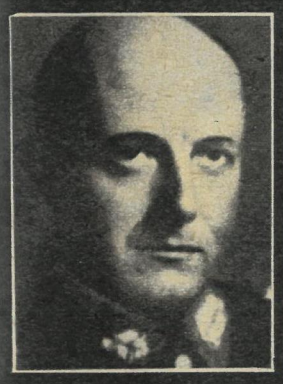
Professor Schumann: Nach allem, was wir wissen, kann man diese Frage bejahen. Es war Stauffenberg und seinen Freunden wirklich ernst mit ihrem Willen zur Verständigung mit der UdSSR. Allerdings ist sicher, daß es nach geglücktem Umsturz innerhalb der Bewegung des 20. Juli zu schweren Auseinandersetzungen, auch über die Außenpolitik, gekommen wäre.

FREIE WELT: Es ist bekannt, daß die verschiedenen Gruppen der Verschwörung vielfältige Kontakte zum Westen unterhielten. Suchte wenigstens die Stauffenberg-Gruppe auch die Verbindung zur Sowjetunion?

Professor Schumann: Es gab mehrere Versuche, mit der UdSSR und auch mit dem Nationalkomitee „Freies Deutschland" Kontakt aufzunehmen, allerdings erst in der letzten Zeit vor dem Attentat. Henning von Tresckow, lange Zeit erster Generalstabsoffizier der Heeresgruppe Mitte an der Ostfront, war entschlossen, den früheren deutschen Botschafter in Moskau, Werner Graf von der Schulenburg, durch die Front zu schleusen. Schulenburg sollte versuchen, mit Stalin über die Beendigung des Krieges zu sprechen. Dazu ist es wegen des fehlgeschlagenen Attentats nicht gekommen. Aus dem gleichen

gegen Hitler





Henning von Tresckow, Generalstabsoffizier an der deutsch-sowjetischen Front, bereitete 1943 zwei fehlgeschlagene Attentate auf Hitler vor. Adolf Reichwein, Professor für Geschichte, Sozialdemokrat, setzte sich für die Zusammenarbeit mit den Kommunisten ein.

Grund scheiterte der Versuch von Adam von Trott zu Solz, eine Verbindung zu der sowjetischen Botschafterin in Stockholm, Alexandra Kollontai, herzustellen. Von einer früheren Reise nach Schweden hatte Trott zu Solz das Programm des Nationalkomitees mitgebracht, das in den Kreisen der Verschwörer heftig diskutiert wurde. General Lindemann, Oberst Merz von Quirnheim und York von Wartenburg standen bereit, nach vollzogenem Umsturz weitere Schritte mit dem Nationalkomitee abzustimmen. Auch hier wird eine realitätsbezogene Haltung gegenüber dem, was aus dem Osten auf die Verschwörer zukam, sichtbar.

Eine vaterländische Tat

FREIE WELT: Wie hat das Nationalkomitee auf den 20. Juli reagiert?

Professor Schumann: Ganz eindeutig positiv. Es hat den Putsch eine „vaterländische Tat" genannt: „Jeder Schlag gegen das Hitlersystem, wer ihn auch führen möge, ist ein Schlag gegen den Todfeind unserer Nation."

FREIE WELT: Wie beurteilte die KPD den Putsch?

Professor Schumann: Der 20. Juli kam für die KPD nicht überraschend. Sie wußte von der bürgerlichen Opposition. Schon 1941/42 warnte die Partei vor deren reaktionären Varianten, nämlich vor einer Militärdiktatur ohne Hitler, die versuchen könnte, sich auf Kosten der Sowjetunion mit den Westmächten zu verständigen. Die KPD verband aber diese Warnung mit dem Angebot der breitesten nationalen Friedensfront „bis zu den Rechtsparteien und der Naziopposition" für den Sturz Hitlers und die Beendigung des Krieges. Hier bewies sich, stark ausgeprägt, die Qualität der neuen Bündnispolitik der KPD im Widerstandskampf.

Als im Sender „Freies Deutschland" ehemalige faschistische Offiziere zum Kampf gegen Hitler und den Krieg aufriefen, erklärte die illegale Landesleitung der KPD im Mai 1944: „Gewiß geschieht dies nicht immer im Bewußtsein einer Annäherung an das Proletariat, oft, sehr oft spielen dabei auch andere Interessen und sogar auch reaktionäre Interessen eine Rolle. Aber was macht das schon? Wollen wir deshalb rufen: Wir wollen euch nicht, wir brauchen euch nicht im Kampf gegen Hitler und seinen Krieg? Kein revolutionärer Marxist kann so handeln..." Eine historische Lehre, die im Friedenskampf unserer Tage, so scheint mir, von brennender Aktualität ist.

Öffnung nach links

FREIE WELT: Wie standen die Verschwörer zu diesem Bündnisangebot der KPD?

Professor Schumann: Gegenüber der KPD wirkten alte Vorurteile und Vorbehalte lange nach, bei der Mehrheit der Verschwörer bis zum bitteren Ende. Eine Minderheit rang sich dazu durch, mit den Kommunisten zu verhandeln und auch zusammenzuarbeiten. Ihre Beweggründe sind teilweise zwiespältig und schwer zu beurteilen. Dokumente, die erhalten geblieben sind, beweisen jedoch, daß bei manchen auch taktische Überlegungen im Spiel waren. Man fürchtete den wachsenden Einfluß der Kommunisten auf die Volksmassen. Charakteristisch ist ein Schriftstück von Adam von Trott zu Solz vom April 1944, bestimmt für amerikanische Empfänger: „Von Rußland kommen dauernd konstruktive Ideen und Pläne für den Wiederaufbau Deutschlands nach dem Kriege... Im Vergleich dazu haben die demokratischen Länder der Zukunft von Zentraleuropa nichts zu bieten. Die deutschen Sozialistenführer" – gemeint sind führende Sozialdemokraten – „betonten, daß es höchst wichtig ist, dieses Vakuum so schnell wie möglich auszufüllen, um dem sich immer mehr verstärkenden kommunistischen Einfluß entgegenzuwirken".

Einige der Verschwörer wiegten sich auch in der Illusion, die KPD aus ihrer „Bindung" an die Sowjetunion lösen zu können. Aber wie dem auch gewesen sein mag, Tatsache ist, daß sich am 22. Juni 1944 die Sozialdemokraten Julius Leber und Adolf Reichwein zu einer Aussprache mit den Kommunisten Anton Saefkow und Franz Jacob, Vertretern der illegalen Landesleitung, trafen. Dabei ging es um erste Absprachen über ein Zusammenwirken nach einem erfolgreichen Putsch. Dieser Kontakt riß bekanntlich ab, weil die Gestapo alle Gesprächsteilnehmer verhaftete.

FREIE WELT: Wie dachte Stauffenberg über die Kontakte zur KPD?

Professor Schumann: Stauffenberg war über diesen Kontakt informiert und hat ihn gebilligt, ja, man kann Leber und Reichwein durchaus als seine Abgesandten betrachten. Der Oberst und mit ihm sicher seine engsten Mitarbeiter werteten diese behutsame Öffnung der sozialen und politischen Basis der Verschwörung nach links – bei fortdauernder grundsätzlicher Ablehnung der gesellschaftlichen Verhältnisse in der Sowjetunion – als eine Analogie zu den deutsch-sowjetischen Beziehungen während der Rapallo-Ära in den zwanziger Jahren und zu der Ostpolitik, die ihnen nach dem Umsturz vorschwebte.

So sehr man bei allen Einschätzungen auch differenzieren muß, es steht fest und ist durch verschiedene Äußerungen belegt, Stauffenberg gewann in der letzten Zeit vor dem Attentat die Erkenntnis, daß ohne die Beteiligung einer Volksbewegung und des kommunistischen Widerstandes ein Staatsstreich gegen das faschistische Regime auch nach der Beseitigung Hitlers nicht erfolgreich geführt werden konnte.

Die Bombe zündete nicht

FREIE WELT: Bei allem Respekt vor dem Mut und der Opferbereitschaft der Verschwörer – kam Stauffenbergs Attentat nicht sehr spät, fast schon zu spät?

Professor Schumann: Sicher sehr spät, geht man vom Kriegsverlauf und den Möglichkeiten aus, die es gab. Aber die Gerechtigkeit gebietet zu sagen, daß Stauffenberg schon frühere Termine im Auge hatte, die sich dann aus verschiedenen Gründen zerschlugen. Außerdem haben Oberst Henning von Tresckow und seine Mitarbeiter bereits im Jahre 1943 zwei Attentatsversuche unternommen. Als Hitler bei einer Frontinspektion auch die Heeresgruppe Mitte besuchte, gelang es Tresckow, in Hitlers Flugzeug eine Bombe unterzubringen, die aber infolge eines technischen Defekts nicht zündete. Der zweite Versuch war für den 21. März 1943 im Berliner Zeughaus, dem heutigen Museum für Deutsche Geschichte, geplant, und zwar bei einem Auftritt Hitlers anläßlich des sogenannten Heldengedenktages. Die anschließend vorgesehene Vorführung sowjetischer Beutewaffen wollte Oberst Rudolf-Christoph Freiherr von Gersdorff, ein enger Mitarbeiter Tresckows, für ein Attentat nutzen. In seinen Manteltaschen steckten zwei Haftminen, von denen er jedoch nur eine zünden konnte. Hitler aber verließ entgegen dem vorgesehenen Zeitplan das Zeughaus in großer Eile. Nur mit Mühe konnte Gersdorff den Zünder unschädlich machen.

Bevor sich Henning von Tresckow nach dem 20. Juli im Niemandsland der Ostfront selbst das Leben nahm, schrieb er in einem Abschiedsbrief: „Ich halte Hitler nicht nur für den Erzfeind Deutschlands, sondern auch für den Erzfeind der Welt. Wenn ich in wenigen Stunden vor den Richterstuhl Gottes treten werde, um Rechenschaft abzulegen über mein Tun und Unterlassen, so glaube ich, mit gutem Gewissen das verteidigen zu können, was ich im Kampf gegen Hitler getan habe... Der sittliche Wert eines Menschen beginnt erst dort, wo er bereit ist, für seine Überzeugung sein Leben hinzugeben."

Bei allen Widersprüchlichkeiten, die wir nicht übersehen, respektieren wir den Mut dieser Männer und werten das, was sie wollten, als einen aktiven Versuch, das Hitlerregime zu beseitigen, den Krieg zu beenden und dem deutschen Volk weitere sinnlose Opfer zu ersparen. So betrachtet, gehört das antinazistische Attentat vom 20. Juli 1944 für uns zum deutschen Widerstand, und deshalb ehren und würdigen wir das Andenken Stauffenbergs und seiner Freunde.

Das Gespräch führte Jürgen Jessel

Fotos: Archiv

IM RÜCK-SPIEGEL

Bilder, Namen, Fakten, Erinnerungen aus dem Jahr, in dem die DDR gegründet wurde (5. Folge)

Als der Bergarbeiter Adolf Hennecke am 13. Oktober 1948 aus dem Karl-Liebknecht-Schacht in Oelsnitz ausfuhr, hatte er 24,4 Kubikmeter Steinkohle gefördert – 387 Prozent seiner Norm. Diese ergiebige Schicht gab dem Land, um es vorsichtig auszudrücken, Gesprächsstoff für das Jahr 1949 und darüber hinaus. War, wenn einer 387 Prozent zustandebrachte, die Norm nicht zu „weich"? Eben darum ging es, und das war natürlich ein heikles, brisantes Thema.

Unser Foto, an jenem Oktobertag untertage entstanden, zeigt anschaulich, worauf es Hennecke ankam: nicht die Muskeln spielen zu lassen, die damals im Steinkohlenbergbau sowieso unentbehrlich waren, sondern sich Gedanken zu machen über gründliche Vorbereitung der Schicht und rationelle Arbeitsmethoden. Es ging, mit einem Wort, um die höhere Arbeitsproduktivität. Das war nun allerdings eine Vokabel, die viele noch nie gehört hatten.

Hennecke war keineswegs der erste Aktivist der volkseigenen Industrie. Bereits ein halbes Jahr, bevor sein Name in die Zeitungen geriet, fand beispielsweise der erste Jungaktivistenkongreß statt. Aber Hennecke, der später Mitglied des Zentralkomitees der SED, Abgeordneter der Volkskammer und leitender Mitarbeiter der Staatlichen Plankommission wurde, setzte ein Signal. Er bewies, was unter optimalen Bedingungen möglich war, und niemandem, keinem Arbeiter, keinem Werkdirektor, keiner Parteileitung war untersagt, nachzudenken wie Hennecke und Voraussetzungen zu schaffen wie in Oelsnitz, um mehr zu produzieren. So geschah es. Tausende begriffen, worauf es ankam, und folgten Hennecke. Andere, wie nicht anders zu erwarten, sträubten sich. Die Vergangenheit ließ sie so schnell nicht los.

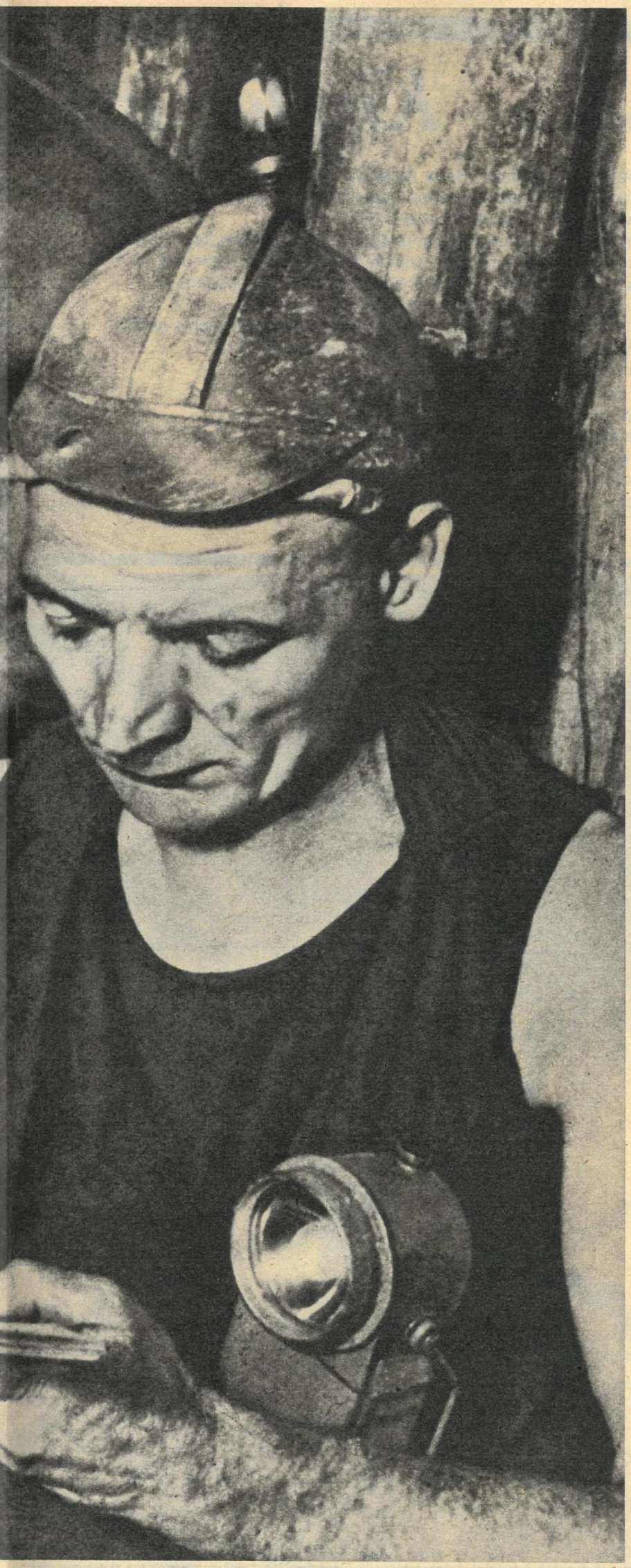
Akkord ist Mord: Den Spruch hatte, vor 1945, jeder Arbeiter gelernt und seine Wahrheit am eigenen Leibe erfahren – satt und reich wurden dabei nur die Aktionäre. Eingedenk solcher Erfahrungen zögerten viele, zweifelten, verweigerten sich. Angeheizt von Politikern, Zeitungen, Rundfunkstationen jenseits der Grenze, die sich dort, wo sie Macht und Einfluß besaßen, den Teufel um die Interessen der Arbeiter scherten, hagelte es auch Hohn und Spott gegen Hennecke und seinesgleichen, Geschimpfe und Flüche, hier und dort ließen sich Hitzköpfe sogar zu Tätlichkeiten hinreißen. Ihr falscher Schlachtruf hieß: Erst gebt uns mehr zu essen, dann werden wir auch mehr arbeiten …

Wer sollte ihnen mehr zu essen geben? „Die da oben." Die da oben, im herkömmlichen Sinne, gab es nicht mehr, und wer auch immer gemeint war – woher sollte er nehmen, um zu geben? Schon Lenin hatte den Teufelskreis beschrieben: „Um die Arbeitsproduktivität zu heben, muß man sich vor dem Hunger retten, und um sich vor dem Hunger zu retten, muß man die Arbeitsproduktivität heben." Was tun? Die Stimmung der Massen verändern, sagt Lenin, und zwar durch die „heroische Initiative" von Arbeitern. Eingedenk solcher Ratschläge, die obendrein in der sowjetischen Praxis ihre Probe bestanden hatten, fuhr Hennecke seine Schicht, und die Partei gab die richtige Losung aus: Je besser, je rationeller wir heute arbeiten, desto mehr werden wir morgen zu essen haben.

Mit einem Wort, die Arbeiterklasse mußte jetzt selbst für sich (und andere) sorgen. Was zu tun war, nahm ihr kein Gott, kein Kaiser, kein Tribun ab. Daß auf ihre Kosten Konzerne und Aktionäre reich wurden, stand nicht mehr zu befürchten. Hennecke und alle, die mit ihm gingen, durchbrachen den Teufelskreis.

Jürgen Jessel

Foto: Zentralbild



FUNDSACHEN

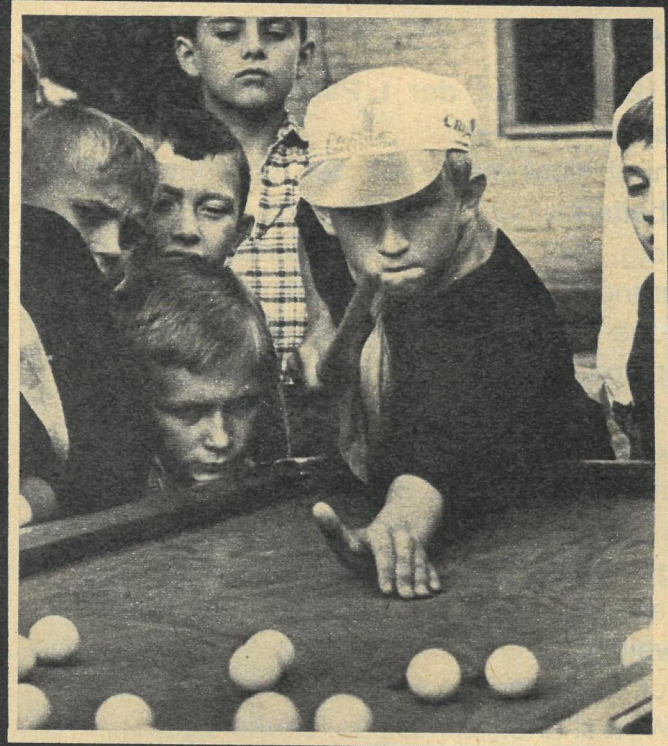
Walter Ulbricht auf der I. Parteikonferenz der SED, Januar 1949 –
„Es genügt nicht mehr, von der führenden Rolle der Arbeiterklasse zu reden. Es ist vielmehr notwendig, daß sich die Arbeiterklasse täglich ihre führende Rolle erwirbt, indem sie sich an die Spitze des Kampfes um die Erfüllung des Wirtschaftsplans stellt…"

Leitsatz der 1. Konferenz der Hennecke-Aktivisten, Februar 1949 –
„Aktivist sein bedeutet nicht schuften, sondern denken und planvoller arbeiten."

Zeitungsmeldung, August 1949 – Dank der Aktivistenbewegung wird die Wirtschaft der Ostzone den Zweijahrplan in 18 Monaten erfüllen. Dies teilte der stellvertretende Vorsitzende der Deutschen Wirtschaftskommission, Bruno Leuschner, in seinem Halbjahresbericht mit.

Wilhelm Pieck, Präsident der DDR, in seiner Ansprache zum Jahreswechsel, 1949/1950 –„Neue Siemens-Martin-Öfen, neue Hochöfen und Walzwerke, neue Großbetriebe unserer Grundstoffindustrie wurden im vergangenen Jahr errichtet oder in Angriff genommen. Voll Stolz blicken wir auf die wiedererstandenen Zeiss-Werke, auf die neuen großen Werften an der Ostsee und auf die wiederhergestellten Maschinenfabriken… Dieser erfolgreiche Neuaufbau unserer Friedenswirtschaft ist in erster Linie der großen Bewegung unserer Aktivisten und der vorbildlichen Arbeit unserer Jugend zu danken."

Muskeln mit Verstand



Fasil Iskander

Kinder vom

He, ihr Trompeter, ihr Trommler! Heda, ihr duften Entdecker!
Schornsteinerkletterer, Klettenbewerfer, begeisterte Speiseeisschlecker!
Admiral und Matrose in einem, Liebhaber von Limonaden,
Klasse-Bastler und Gaukler und Gokler und Meister im Pfützendurchwaten!
Drückt schon bis über die Ohren den Kopf in das Fleisch der Melonen,
ohne die blubbernden, glucksenden fröhlichen Bäuche zu schonen!
Oder seid ihr die kränkelnden Penner, von denen man hört?
Nesthäkchen? Nicht? Na, ich dacht mir's. Wollt stark sein, wie sich's gehört.
Stöbert durch duftende Wälder! Steigt in die Baumkronen ein!
Taufrische Äste sind Ärzte, und Waldluft ist Arznei.
Bekraxelt die Berge, ihr Kinder!
Der Wasserfall schwirrt wie der Wind her
und steht, wie ein Keil, spitz im Grund.
Ja, schnappt ihn mit gierigem Mund!
Im Sonnenkonfetti das Meer dort.
Fast rauft euch der Seewind das Hemd fort.

Schwarzen Meer

He, segelt in herrlichem Bogen
wie Frösche hinein in die Wogen!
Irgendwo Haffs und Häfen. Irgendwo die Dardanellen.
Hoch bis zum Nordpol Delphine, die scharf durch den Wellenschaum schnellen.
Horcht mal! Der Angler dort unten, was weiß ich auf welcher Welle,
hört, mit der Schnur als Antenne, den Flüstergesang der Makrele.
Krabben- und Muschelbesitzer, tauchende Floßinsulaner.
Mutige Rotgardisten, geheimnisvolle Indianer.
Quecksilbrig-silbrige Fischbrut. Zirpende leichte Zikaden.
Bürger der jungen Kommune. Sattgrüne saftige Saaten.
Kosmosbezwingernachwuchs. Sonnengegerbte Gesichter.
Grüß euch, ihr jungen Leute! Prachtkerls ihr, Unruhestifter!

Das Gedicht des abchasischen Schriftstellers Fasil Iskander erschien im Verlag Neues Leben Berlin in einer Nachdichtung von Peter Gosse.

Fotos: Agasjanz, Sizow, Steinberg, Archiv

Plausch zwischen

Auch eine Primaballerina kommt um die Probe nicht herum. Die Atmosphäre ist gewohnt – ein wenig Hektik, halbes Licht im Saal, auf der Bühne machen sich die Damen und Herren des Corps de ballet warme Beine. Ljubow Kunakowa hat sich indessen den ungewohnten Boden des Metropol-Theaters „erfühlt", die Füße einer Ballerina müssen alles wissen... Zufrieden zieht sie den bunten Kimono über das glänzende blaue Trikot und lächelt. Das sei bei ihr auch ein Zeichen besonderer Anspannung, sagt sie, und als Anfängerin habe sie dadurch einmal fast die Rolle „geschmissen". Eine stolze Prinzessin sollte verächtlich blicken, sie aber mußte lächeln vor innerer Aufregung.

Berlin, nach Karl-Marx-Stadt und Dresden, ist die letzte Station auf der zweiwöchigen Gastspielreise, die das Ballett des „Staatlichen Akademischen Theaters P.I.Tschaikowski" aus Perm durch die DDR führte. Ovationen erntete es überall für „Schwanensee" und die Gala-Abende mit Stücken aus „Don Quijote", „Romeo und Julia", „Giselle", „Gajaneh" in den Choreographien von alten und neuen Meistern. Perm im Ural, da denkt man an Chemieindustrie, dabei hat die Stadt eine große Musik- und Theatertradition sowie ein gedeihliches Klima für „tanzende Schwäne", gerade hier empfing die russische und sowjetische Tanzkunst viele Impulse. Einst durch die Familie Djaghilew, in deren Haus man hochgeschätzte Ballettabende veranstaltete und wo der später in Paris berühmt gewordene Impresario der Ballets russes, Sergej Djaghilew, seine Jugend verbrachte. 1926 eröffnete Perm seine 1. Ballettspielzeit; in der heute 112. des Theaters genießen die außerordentlichen Leistungen des Ensembles weltweites Ansehen. Nicht zuletzt dank der eng geknüpften Bande zum Ballett des Leningrader „Kirow-Theaters", welches während des Großen Vaterländischen Krieges nach Perm evakuiert war und hier 1942 Aram Chatschaturjans „Gajaneh" uraufführte. Die Leningrader, Galina Ulanowa, Natalja Dudinskaja und andere Große aus der wunderbaren Welt des Tanzes, hinterließen ihre Spuren in Perm, ihren Anteil an der Gründung einer Choreographischen Schule. Die steht im Ruf, besonderes Gespür für junge Talente zu haben, und wußte schon mit mancher Überraschung aus dem Nachwuchs aufzuwarten. Diesmal war es die sechzehnjährige Tatjana Gurjanowa, Preisträgerin des Moskauer Allunionswettbewerbs 1984, die erstmals im Ausland in „Giselle" begeisterte. Auch die Bolschoi-Ballerina Nadeshda Pawlowa erlernte in Perm das Tanz-Abc. Wie sie, wie Ljubow Kunakowa. Als Zehnjährige hat sie hier ihre ersten Schläppchen angezogen, acht Jahre studiert, dann

Anmut und Eleganz wollen täglich neu erworben werden – der Ballettmeister führt dem Corps de ballet eine Figur vor.

Probe und „Pergamon"

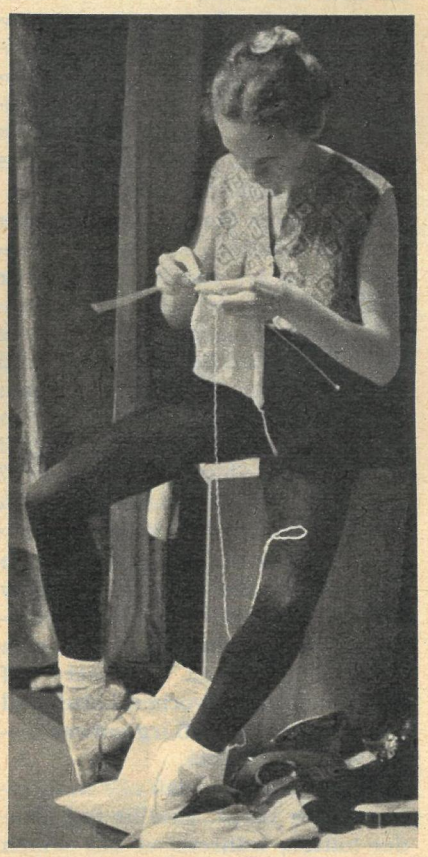
Ljubow Kunakowa demonstriert klassische Körperhaltung.

war sie eine im Ballett. 1972 bekam sie beim Internationalen Wettbewerb in Warna eine Goldmedaille und bald darauf das Engagement in Leningrad. Bei dieser Tournee tanzt die Primaballerina also „a. G." – als Gast ihrer „alten Familie".

Pas de deux, Grand Pas... Müdigkeit ist ihr selten, Temperament immer anzumerken. Experten bestätigen, sie besteche durch die Natürlichkeit des Ausdrucks und schauspielerisches Talent, durch die Leichtigkeit und scheinbare Mühelosigkeit, mit der sie ihre von enormen tänzerischen Schwierigkeiten erfüllten Aufgaben bewältigt. Laien macht es einfach Freude, sie zu sehen. Für herausragende Interpretationen klassischer Ballettwerke erhielt Ljubow Kunakowa im vorigen Jahr den Titel „Volkskünstlerin der RSFSR", was ihrer persönlichen Bescheidenheit keinen Abbruch tat, eher Ansporn war für neue künstlerische Aufgaben. Ihre Traumrolle wäre eine der Sylphiden in Chopins „Chopiniana", mit der einst die Anna Pawlowa glänzte und in der Primaballerina Galina Ulanowa im Dezember 1960 im Moskauer Bolschoitheater ihre Abschiedsvorstellung gab. Für sich sieht sie den Tag noch in weiter Ferne, auch wenn ein anderer Wunsch demnächst in Erfüllung gehen soll. „... am liebsten Zwillinge!"

Ein Blick aufs Handgelenk, bis zum Auftritt bleiben noch fünf Stunden. Sie geht gerne in Museen, und zuvor möchte sich Ljubow Kunakowa noch den Altar von Pergamon ansehen. So charmant beendet sie unseren Plausch. Man möchte ihr wiederbegegnen.

Ursula Weil (Text)
Peter Meißner (Fotos)



Entspannung auf eigene Weise.

Firfarow und

Nina Katerli, Jahrgang 1934, lebt als freischaffende Schriftstellerin in Leningrad. Sie machte vor allem durch psychologische Erzählungen auf sich aufmerksam, die durch ihre ungewöhnliche Fabel auffallen. Wir stellten Nina Katerli bereits in FW 18/83 mit der Erzählung „Die Wunderlampe“ vor. Den vorliegenden Lesestoff entnahmen wir dem bei Volk und Welt erscheinenden Sammelband „Die Kollektion des Doktor Emile“.

Weshalb, so muß man fragen, drängte er sich auf? Schlich längs des Gehsteigs immer hinterher, ganz schief und krumm, plump und dörflich.

Firfarow blickte sich nach allen Seiten um und legte einen Schritt zu, Gott sei Dank begegnete ihm kein Bekannter, denn das ist doch peinlich – da geht ein Mensch ins Institut zur Arbeit, und hinter ihm her – können Sie sich das vorstellen? – zuckelt so ein aufdringliches Scheusal, das auf den Schrottplatz gehört oder zumindest ins Dorf. Wie dumm – hatte er doch gestern vergessen, die Garage abzuschließen. Zu stehlen war da freilich nichts – seinen Moskwitsch hatte er am Vorabend zur Gebrauchtwagenstelle gebracht, denn er hatte eine Postkarte bekommen, daß er endlich mit seinem Shiguli an der Reihe war. Als er nun am Morgen in den Hof kam, stellen Sie sich vor, stand die Garagentür sperrangelweit offen. Da fühlte sich Firfarow doch als Schlafmütze, als Dämlack und Armleuchter, aber dergleichen Gefühle konnte er einfach nicht ertragen, wofür er übrigens ernsthafte Gründe hatte.

Darf denn ein Mensch Armleuchter genannt werden, der es mit neununddreißig bis zum Chefingenieur gebracht hat, der eine Genossenschaftswohnung und eine Garage im neuen Stadtbezirk besitzt und der nun, nachdem er seinen Moskwitsch-408 (in übrigens gutem Zustand) verkauft hat, im Begriff steht, einen Shiguli zu erwerben? Nein, es geht hier natürlich nicht um die materiellen Werte, durchaus nicht, Sie sind auf dem falschen Weg, wenn Sie denken, Firfarow sei ein Spießer und Klamottenjäger, er wußte einfach, daß er sich mit eigener Arbeit das Recht auf Selbstachtung erworben hatte, und wünschte nicht, daß irgendwer dieses Recht antastete.

Und die Tatsache, daß alle in Firfarows Alter längst Familie und Kinder hatten, während er mit seinen neununddreißig Jahren noch Junggeselle war, das zeugt, wenn Sie so wollen, nur von Verantwortungsgefühl, er nahm doch nicht die Erstbeste, um sich dann nach einem halben Jahr scheiden zu lassen, Wohnung und Besitz zu teilen und bis ans Lebensende Unterhalt zu zahlen.

Natürlich würde auch er irgendwann heiraten und eine Familie gründen, jeder Mensch muß eine Familie haben, daran zweifelte Firfarow nicht, und er stellte sich mitunter sogar vor, wie er eines Tages im Großen Dramatischen Theater ein Mädchen kennenlernen würde, jung und zweifelsohne sehr schön, anders als die aus dem Leim gegangenen Frauen seiner Freunde. Kurzum, eines Tages würde Firfarow eine Familie besitzen, um die ihn alle nur beneiden konnten, aber damit hatte es keine Eile, denn er lebte auch so nicht schlecht und keineswegs langweilig – im Winter lief er an seinen freien Tagen Ski, im Urlaub gondelte er mit seinem Auto an der Ostsee herum, nahm stets einen Freund zur Gesellschaft mit, und der Ehrlichkeit halber sei gesagt, daß diese verheirateten Freunde glücklich waren, für einen Monat dem Familienparadies zu entrinnen.

Eines aber beunruhigte Firfarow ein wenig: In letzter Zeit peinigte ihn Sodbrennen, und er hatte zuweilen ein Ziehen in der Herzgegend. Seine Mutter schrieb aus Melitopol, das komme vom unregelmäßigen Essen, und lud ihn ein, im Oktober den Urlaub bei ihr zu verbringen. Aber bis zum Urlaub war es noch lange hin, und jetzt hatte er so viel am Hals – im Juli hatte er die Wohnung selber renoviert, was eigentlich noch gar nicht nötig gewesen wäre, aber er hatte hübsche Tapeten ergattert, und nun das Theater mit dem Auto – das alte verkaufen, das neue kaufen. Er könnte es schon morgen abholen, denn er war an der Reihe, aber er wollte unbedingt die Exportausführung, und die wurden erst im September ausgeliefert, gegen Quartalsende, das heißt, in einem Monat. So daß mit der Reise nach Melitopol noch nichts entschieden war, und um einer Gastritis vorzubeugen, hatte Firfarow beschlossen, an den geraden Tagen im Café „Awrora“ auf dem Newski-Prospekt Mittag zu essen, an den übrigen Tagen kochte er sich Haferflokkenbrei, und der gelang ihm sehr gut, nicht schlechter als zum Beispiel Bukins Frau, die ihn dauernd anbrennen ließ.

Also, Nikolai Pawlowitsch Firfarow stand verblüfft vor seiner Haustür und kramte in der Geldbörse, auch Portemonnaie genannt. Er fand den Schlüssel mit dem Pariser Anhänger in Form einer nackten Frau und wollte zu seiner Garage rennen, aber da stellte er sich vor, wie dumm das aussähe, wenn ihn einer aus einem x-beliebigen Stockwerk des Genossenschaftshauses beobachtete, und er schritt würdevoll, nicht gerade langsam, aber auch nicht hastig.

Gestohlen war nichts. Auch Wagenheber und Reserverad waren noch da, aber mitten in der Garage – so was Albernes! – stand tuckernd diese Dorfklamotte mit schmutzigen Rädern und der Aufschrift „Belarus“ auf der zerkratzten Windschutzscheibe. Stand da und starrte ihm mit seinen am hellichten Morgen eingeschalteten Scheinwerfern direkt ins Gesicht.

„Was soll denn das? Wer ist da?“ fragte Firfarow streng. „Fahren Sie Ihren Traktor heraus, das hier ist keine MTS!“ Natürlich hatte so ein Flegel gesehen, daß nicht abgeschlossen war, und hatte im Suff seinen Traktor über Nacht hineingefahren, so ist das immer bei uns – kaum schließt du mal nicht ab, erscheint ein ungebetener Gast, und dann stehst du dumm da.

Wo kommt der Traktor hier in der Stadt überhaupt her? Da gibt's schon Möglichkeiten – vom Bauplatz oder vielleicht von einem Sowchos. Der Fahrer pennt natürlich irgenwo hier im Haus seinen Rausch aus, bei Verwandten, besucht seine „Schwester“.

„Idiotisch... Frechheit...“ murmelte Firfarow und sah sich auf der Suche nach dem rüpelhaften Traktoristen im Hof um, erblickte aber zu seinem Mißvergnügen nur seinen ehemaligen Klassenkameraden und jetzigen Klempner Grigori Bolotin, der ausgerechnet auch im neuen Haus Firfarows Nachbar sein mußte. „Na, Kolja, du gehst ja 'ran! Hast gespart und dir einen Wagen angeschafft? Ein Wunder der Technick – Mercedes-Benz!“ wieherte Bolotin los, als er den schnaufenden Traktor sah. Aufs Wiehern aber verstand sich Bolotin von Kind an, dabei riß er seinen Rachen derart auf, daß der größer wurde als seine ganze, wenig anziehende Visage. Jetzt lachte Bolotin besonders widerlich, versperrte mit seinem Rachen den ganzen Hof. Offen gesagt, ein recht unerfreulicher Anblick, Firfarow wandte sich sogar ab.

Illustration: Christa Unzner-Fischer

Nina Katerli

Der Mensch der Traktor

Bolotin aber wurde geradezu geschüttelt von albernem Lachen, und zusammen mit ihm blubberte vor Aufregung der herrenlose Traktor in Firfarows Garage.

Unterdessen fanden sich im Hof immer mehr Leute ein: die Hauswartsfrau Polina mit den ewig knallroten Wangen, der halbintelligente Besitzer eines vorsintflutlichen Saporoshez, und, was am unangenehmsten war, zwei Shiguli-Besitzer in ausländischen Wildlederjacken. Gestern noch hatten sich die Shiguli-Besitzer hier im Hof mit Firfarow über Autos unterhalten und ihn beneidet, daß er die Garage gleich beim Haus habe, ein schönes Gespräch, von gleich zu gleich, und jetzt? Jetzt stand Firfarow da wie ein Esel, wie eine Witzblattfigur, und daneben dieser Petroleumkocher, da beweis' mal, daß es nicht deiner ist. Natürlich konnte er das mühelos beweisen, dennoch war er in einer dummen Lage, nun würde es ewig heißen: Das ist der, bei dem in der Garage der Traktor gefunden wurde!

Nein. Derartige Zwischenfälle mußten unverzüglich unterbunden werden.

„Verschwinden Sie! Aber bißchen fix, verstanden?" befahl Firfarow in seiner Verzweiflung dem Traktor, und der ließ gehorsam den Motor tuckern und kam sogleich aus der Garage gerollt. Auf dem Hof wirkte er noch häßlicher und deplazierter: unverhältnismäßig hohe Hinterräder und kleine Vorderräder, die Farbe abgeblättert... Ohne dem Traktor einen Blick zu gönnen, schloß Firfarow sorgfältig die Garage ab, verwahrte den Schlüssel im Portemonnaie, drehte sich um und schritt zum Tor, wobei er den Shiguli-Besitzern für alle Fälle ironisch zulächelte und sogar etwas murmelte wie „Sachen gibt's!" Die Shiguli-Besitzer hörten es nicht, dafür hörte es Bolotin und krähte:

„In der größten Not schmeckt die Wurst auch ohne Brot!" Sein Gewieher schallte hinter Firfarow her, aber weitaus schlimmer war etwas anderes: Der Motor des verflixten Traktors ratterte hastig und emsig.

Firfarow spürte etwas Heißes im Rücken, es roch nach Benzin. Tatsächlich! Das eiserne Scheusal schleppte sich hinterher!

„Da hat er so getan, als wär's nicht seiner!" japste Bolotin vor Lachen.

Die Bushaltestelle war zwei Häuserblocks weiter. Firfarow erreichte sie wie gewöhnlich in fünf Minuten, aber er hatte Zeit mit der Garage verloren, und so war der Bus acht Uhr drei schon weg, der nächste würde in sieben Minuten kommen und überfüllt sein, vielleicht nicht mal anhalten. Also kam er wegen dieses Blödsinns auch noch zu spät zur Arbeit. Zum erstenmal, und dann wegen so was! Er mußte etwas unternehmen!

Der Traktor kam zur Haltestelle herangerollt und stellte sich dicht an die Bordsteinkante. Firfarow spähte noch einmal nach allen Seiten und stieg in das abscheuliche Fahrerhaus, der Motor heulte begeistert auf, zitterte vor Eifer, und der Traktor humpelte übers Pflaster, zwängte sich frech zwischen die Personenwagen.

Eigentlich machte es sogar Spaß, darauf zu fahren: Man braucht kein Fünfkopekenstück einzuwerfen, nicht zu drängeln, keine fremden schmutzigen Münzen weiterzugeben, braucht keinen dicken, angeblich schwer hypertonischen alten Frauen Platz zu machen, die einem immer absichtlich ihren Bauch aufs Knie legen, oder ningelnden Kindern, die sehr gut stehen könnten, aber von der Mutter überredet werden: Setz dich, Alik, setz dich, der Onkel macht dir Platz.

Woher wußte dieser verrückte Traktor den Weg? Sie erreichten das Institut zehn Minuten früher, als Firfarow sonst immer ankam. Freilich fuhr er nicht bis zum Eingang – er ließ den Traktor zwei Häuser vorher anhalten und sprang hinunter, wieder schien kein Bekannter in der Nähe zu sein, schien keiner etwas bemerkt zu haben, kurzum, es war gut gegangen.

Nach der Arbeit fuhr Firfarow natürlich mit dem Bus nach Hause und hörte die ganze Fahrt über, indes er am offenen Fenster saß, ein Fauchen und Klappern – der dreiste Traktor fuhr ratternd hinterher.

Morgen gehe ich früher aus dem Haus und fahre mit der Metro. Er wird ja wohl nicht unter die Erde kriechen. Es darf gar nicht erst zur Gewohnheit werden, beschloß Firfarow.

Doch am nächsten Tag verschlief er, weil der Wecker kaputtgegangen war, und als er sieben Minuten nach acht aus dem Haus stürmte, ging ein Gewitter nieder, das seinem finnischen Anzug den Garaus gemacht hätte, doch direkt vor der Haustür stand, die Türen wie Flügel gespreizt, der Traktor vom Vortag. Seine Scheinwerfer strahlten demütig durch den Regen wie die Augen eines Neurasthenikers, und der Motor dröhnte wie ein Militärorchester. Der Regen trommelte auch gehörig, und so sprang Firfarow nach einem raschen Rundblick ins Fahrerhaus. Bei dem Regen konnte sowieso niemand unterscheiden, wer auf dem Traktor saß und wozu.

Während sie zum Institut fuhren, hörte der Regen auf, aber der fanatische Traktor wollte Firfarow unbedingt bis zum Eingang bringen. Und ausgerechnet da kam von der anderen Straßenseite Soja Prosorowa auf sie zu, eine Dame aus der Buchhaltung, die neugierigste und geschwätzigste Person im ganzen Institut. Firfarow trat auf die Bremse, aber der Traktor tat, als merke er nichts. Die Prosorowa war nur noch fünf Schritte entfernt.„Hör zu!" sagte Firfarow leise, aber drohend. „Du bleibst auf der Stelle stehen! Ungehobelter Flegel! Du hast hier keinen Herbstacker unter dir, verstehst du... Hier gibt's nichts zu pflügen... und zu häufeln. Du bringst einen Me-menschen in eine blöde Lage."

Wenn Firfarow aufgeregt war, stotterte er bei dem Wort „Mensch", das war Bolotin übrigens schon vor vielen Jahren, noch im alten Haus auf der Petrograder Seite, aufgefallen, und er hatte Firfarow immer häßlich damit gefoppt.

Auf den Traktor machten Firfarows Worte großen Eindruck, er blieb schlagartig stehen, als sei er gestolpert, und Firfarow hüpfte auf den Gehweg, der Prosorowa entgegen, die ihn schon erspäht hatte und die schmalen gefärbten Brauen hochziehen wollte, aber Firfarow kam ihrer peinlichen Frage zuvor.

„Technik an der Grenze der Phantasie!" sagte er und nickte zu dem Traktor hin. „Der Arbeitsmann der Felder. Ich wollte bloß mal sehen, wie bei diesen Dynosauriern die Gänge geschaltet werden."

Er nahm die Prosorowa beim Ellbogen, führte sie zur Tür und erzählte ihr dabei den Inhalt eines Artikels aus der Zeitschrift „Sowjetfilm", die Bukin ihm gestern zu lesen gegeben hatte.

Eine Woche lang fuhr Firfarow auf dem „Bock", wie er den Traktor im stillen nannte, zur Arbeit, und alles ging glatt: Sie begegneten keinem einzigen Bekannten, Firfarow sparte fünfundzwanzig Kopeken, natürlich ein Klacks, aber immerhin auch Geld – eine Kinokarte für eine Tagesvorstellung oder ein Weißbrot zu zweiundzwanzig Kopeken und drei Schachteln Streichhölzer. Abends mit dem Traktor nach Hause zu fahren, war ihm zu riskant: Er verließ gemeinsam mit Untergebenen das Institut, und das gäbe ein Hallo, wenn er vor aller Augen seinen „Bock" bestiege.

Der „Bock" aber wartete unverdrossen das Ende des Arbeitstages ab, lungerte hinter der Ecke oder auf dem Ödplatz gegenüber vom

Fortsetzung Seite 41

Redaktion:
Karin Kopp,
Hannes Schreiber;
Grafik:
Martin Kotsch

Ein Landgang macht mitunter einem Seemann mehr zu schaffen als der Seegang. Kein Fluß fließt zur Quelle zurück.

Seemannsgarn

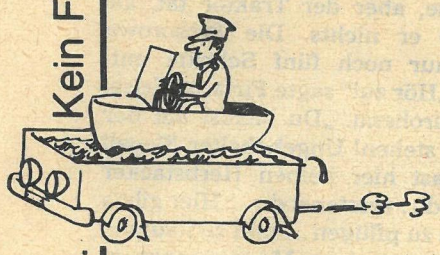
**Die Fregattin,
die die Hochseepferdchenfohlen
täglich pflegt,
hat das
Meeresfeuerdrachenbaby
sorgsam naßgelegt.**

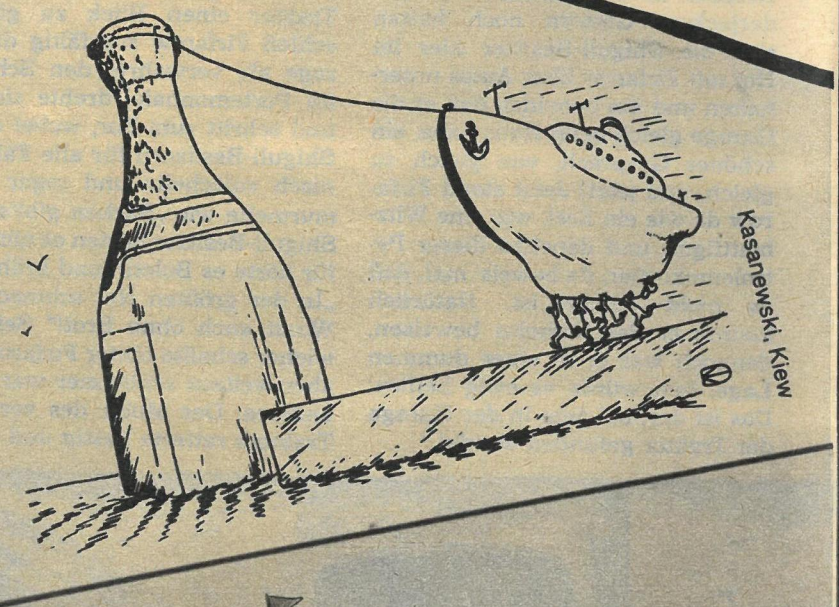
M. Hinrich

Unterschied

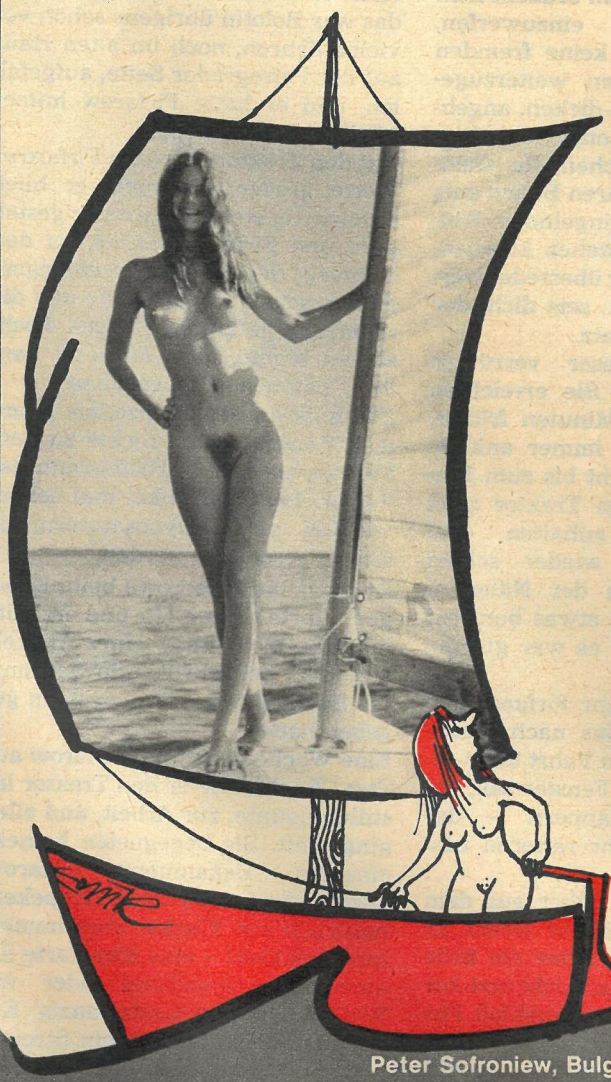
**Kolumbus irrte einmal nur
und wurde weltbekannt.
Ich irre mich in einer Tour
und werde nie genannt.**

J. Molzen





Kasanewski, Kiew



Blauer Peter

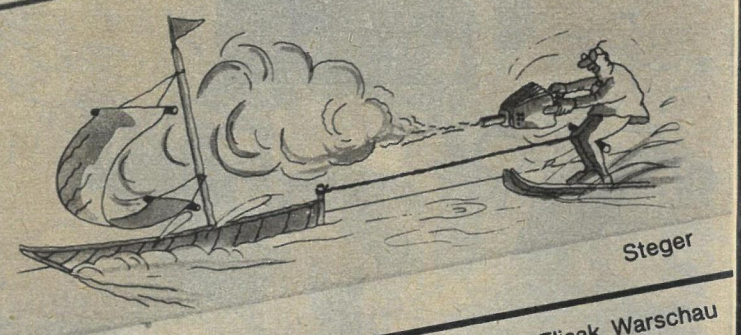
**Alle Seemänner
sind tapfer. Was da heult,
ist nur der Wind.**

**Der Vizekapitän –
ein Helfer
in Steuersachen.**

**Ein Fjord ist ein Trog, aus
dem die Seekuh leckt.**

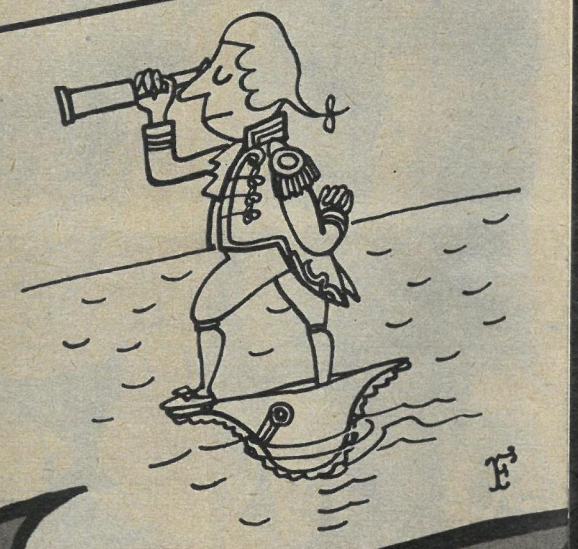
**Der Kompaß steht im schroffen
Gegensatz zur Fülle der
Möglichkeiten.**

**Gleichgewicht – ein Zustand,
bei dem sich Laster und gute
Absichten die Waage halten.**



Steger

Flisak, Warschau



Peter Sofroniew, Bulgarien

Das Sklavenschiff

Heute erzählte uns unsere Geschichtslehrerin etwas über die Sklavenhaltergesellschaft. Am Ende der Stunde sagte sie noch, daß die Sklaverei einer der schändlichsten Momente in der Menschheitsgeschichte gewesen sei. Zum Glück ein überwundener Moment. Meinte sie. Soll ich ihr glauben, obwohl ich's besser weiß?

Wenn ich nach Hause komme, finde ich meinen Vati unter unserem Škoda, der sich längst in einen Schrotthaufen verwandelt hat, wie die Nachbarn sagen. „Ich bin ein Sklave dieses Fahrzeugs", stöhnt Vati, wenn er am späten Abend dreckverschmiert in die Wohnung kommt. Dann setzt er sich an den Tisch und schläft über dem zweiten Würstchen ein. Wahrscheinlich träumt er davon, daß er das Auto verkauft hat und nun einer freier Mensch ist.

„Ich bin eine Sklavin der Schönheit", stöhnt meine Mutti, wenn sie sich täglich morgens und abends neun verschiedene Gesichtswässer und Cremes ins Gesicht schmiert, die fünfzehn Jahre von ihrem Alter runterholen sollen. In Wirklichkeit machen sie sie zwanzig Jahre

Mole, der kühle Hafenbräuschneck von Graetz

Am ruhigsten ist das Meer an seiner tiefsten Stelle. Humor ist der Schwimmgürtel auf dem

sie alle durchsuchen.

Ein Ruderer darf sein Ziel nicht aus dem Rücken verlieren. Wenn Reynecke nit schwimmen kan, so muß das Wasser schuldig seyn.

2 Wochen spruch

Jeder Kahn will seinen Mann.

älter, sagt Vati vergnatzt, aber ich solle es ihr nicht wiedererzählen. Den zweiten Teil ihres Sklavendaseins füllt der Haushalt aus. Selbst beim Staubwischen vergißt Mutti nie, ihr Sklavenlos zu erwähnen.

Aber nach meiner Meinung gibt es nur eine wirkliche Sklavin in unserer Familie: meine Schwester. Sie nimmt Stunden in Malen, Italienisch, Mathematik, bulgarischer Sprache und Literatur. Die einen braucht sie, um die Oberschule zu beenden, die anderen, um an der Hochschule angenommen zu werden.

Neulich fand ich einen Brief an meine Schwester, einen Liebesbrief. Er schloß mit dem Satz: „Ich liebe Dich – Dein Sklave Nedjalko."

Wenn dieser Nedjalko in unsere Familie kommt, wird sich unsere Wohnung endgültig in ein Sklavenschiff verwandelt haben.

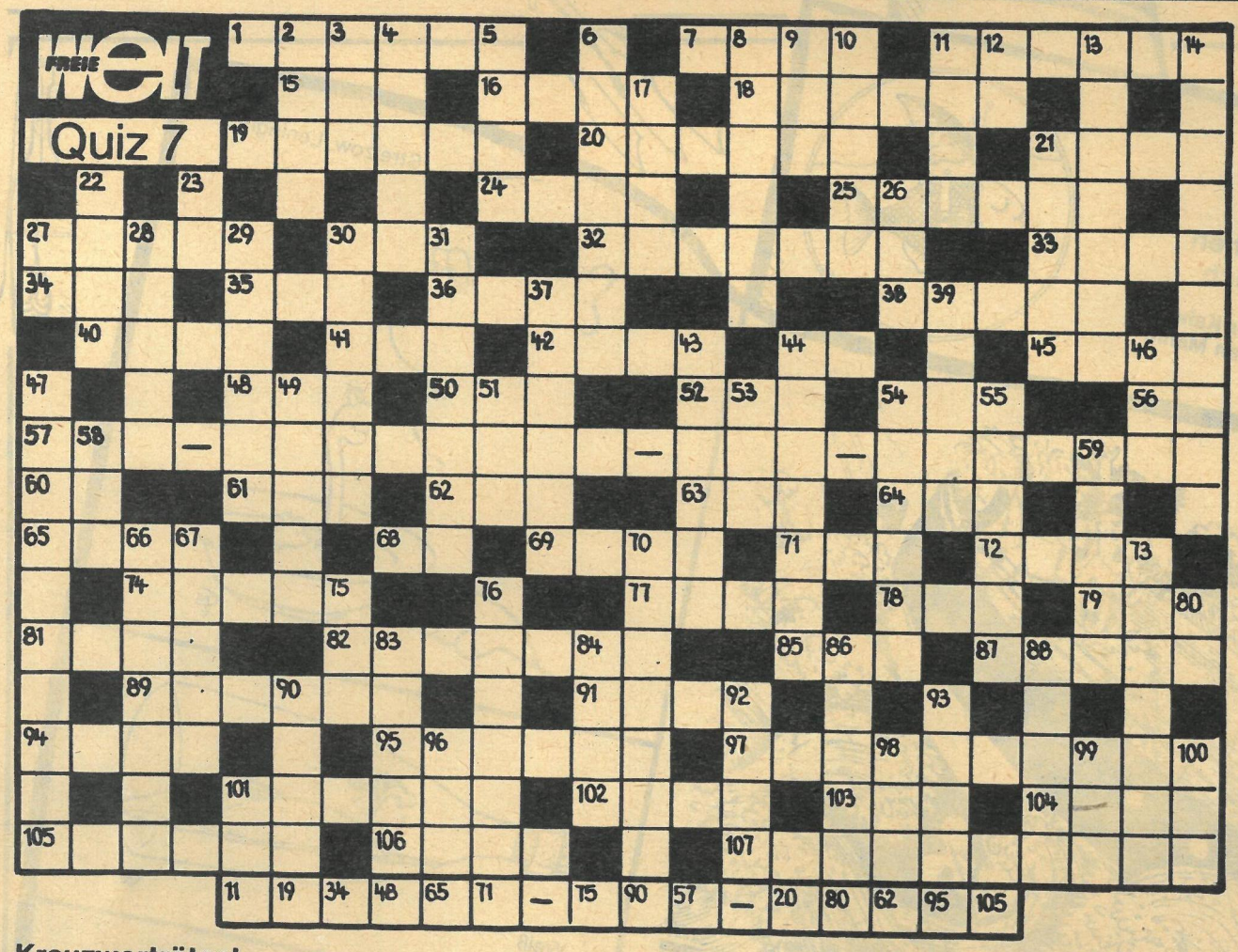
Margaritka
Schülerin der 5. Klasse

Aus dem Bulgarischen von Penka Hildebrand

Strome des Lebens. Raabe

Ein Schiff ist

ein schweifendes Wetterhaus. Zingcref



Kreuzworträtsel

Waagerecht: 1. höchster Berg des Kaukasus, 7. Baustoff, 11. sowj. Schachweltmeister, 15. kleine Insel im Greifswalder Bodden, 16. Dnepr-Nebenfluß, 18. österr. Feldmarschall, bedeutendster militär. Gegner Friedrichs II. von Preußen im 7jähr. Krieg, 19. Handlung; Maßnahme, 20. Bezeichnung für flüssige Arzneimittel (latein.), 21. svw. Pferd, 24. Habsucht, 25. Lattenzaun, 27. Schmutzteilchen, 30. engl. Bauernführer des 16. Jh., 32. Lederpeitsche der Kosaken und Tataren im zarist. Rußland, 33. Astrolog Wallensteins, 34. Gutschein, 35. straußenähnl. Laufvogel, 36. Theaterplatz, 38. Hieb, Schlag, 40. Autor des Romans „Kippenberg", 41. griech. Buchstabe, 42. fruchtbarer Wüstenstrich, 44. russisch: ja, 45. mittelital. Küstenstadt a. d. Adria, 48. amerikan. Riesenkröte, 50. Ob-Nebenfluß im Gebiet der Chanten und Mansen, 52. Abk. für Diapositiv, 54. engl. Mädchenname, 56. chem. Zeichen für Einsteinium, 57. Gesamttitel eines Dramas von Schiller, 60. span. Artikel, 61. Baumteil, 62. Schwur, 63. südamerikan. Kuckucksvogel, 64. indischer Schriftsteller (1863–1913), 65. älteste geolog. Abteilung des Jura, 68. Abk. für United Nations (Vereinte Nationen), 69. Stadt im nördl. Ungarn, 71. Operette von Lehár, 72. Küchengerät, 74. Krach, Lärm, 77. falsches Ideal, 78. Satz zusammengehörender Gegenstände, 79. arab. Männername, 81. Titelgestalt bei Schiller, 82. Gemeinschaft von Eltern und Kindern, 85. Behörde, 87. Stadt östl. von Stuttgart, 89. engl. Wissenschaftler; Friedenskämpfer und Leninpreisträger, 91. svw. Straßenbahn (Kurzwort), 94. Einzelwettbewerb beim Pferderennen (engl.), 95. Kreisstadt nordöstl. von Berlin, 97. Sternstunde, 101. Hauptstadt der autonomen Provinz Eritrea in Äthiopien, 102. abgelaichter Hering, 103. Fluß im Süden der Kirgisischen SSR, 104. Vorname des Dichters Feuchtwanger, 105. Klassiker des Marxismus, 106. Musikzeichen, 107. Anlage für sportl. Übungen und Wettkämpfe.

Senkrecht: 2. altnord. Feuergott, 3. Nachrichteneinheit (Binärziffer), 4. Ortsveränderung, 5. schlagerartiges Lied, 6. Fluß zum Baikalsee, 8. Aluminium-Mangan-Legierung, 9. Bewohner von Laos und Thailand, 10. Stadt im zentralen Schwarzerdegebiet der RSFSR, 11. Halbinsel im NW des europ. Teils der RSFSR, 12. sowj. Flugzeugtyp, 13. Einspruch, Widerspruch, 14. Titelgestalt (weibl.) eines russ. Märchens, 17. italien. Währungseinheit, 21. Nebenfluß der Ugra/westl. von Kaluga, 22. engl. Schulstadt, 23. Abkürzung für Sowjetunion, 26. sowj. Fluß zum Ob-Busen, 27. chem. Zeichen für Stibium (ein schweres Halbmetall), 28. positive Elektrode, 29. Nebenfluß der Kama, 30. veraltet für: gangbare Münze, Währungsgeld, 31. kleine Wasserteilchen (z. B. Regen), 37. Wanderhirt, 39. Papstkrone, 43. Vorname des Komponisten Grieg, 44. Mädchenname, 46. Nordlandtier, 47. seltene Minerale, die geschliffen als Schmucksteine verwendet werden, 49. einsaitiges lautenähnl. Instrument der Balkanvölker, 51. Küstenstadt im SW Südkoreas, 53. Elementarteilchen, 54. Schlamm, 55. Hauptstadt der Kalmykischen ASSR, 58. Fluß in Kasachstan, 59. Fläche, 66. österr. Alpenpaß, 67. islam. Grußwort, 70. Kurzzeitmesser (wird in der Küche verwendet), 73. französ. Flugtechniker, der 1909 mit selbstgebautem Eindecker als erster den Ärmelkanal überflog, 75. Hauptstadt der Baschkirischen ASSR, 76. Salz der Salpetersäure, 80. chem. Zeichen für Indium, 83. Sammelbuch (Mz.), 84. Stadt im brasilian. Staat Rio Grande do Sul, 86. Leitspruch, Kennwort, 88. ringförmige Koralleninsel, 90. hartschalige Frucht, 92. holländ. Maler des 17. Jh., 93. Außenwerk einer Festung, 96. Titelgestalt einer Gotovac-Oper, 98. selten, 99. Mädchenname, 100. Neckar-Nebenfluß, 101. chem. Zeichen für Aluminium.

★ ★ ★

Er war noch keine 22 Jahre alt, als er sein Erstlingsdrama „Die Räuber" vollendete. Und bis zu seinem frühen Tod am 5. Mai 1805 schuf er eine Fülle hervorragender Werke der Dichtkunst, die bis auf den heutigen Tag auf den Bühnen der Welt gespielt werden.

Von Friedrich von Schiller ist die Rede und vom Schillerjahr 1984, das anläßlich seines 225. Geburtstages begangen wird.

Das Lösungswort dieses Rätsels ist der Titel eines Schillerschen Bühnenwerkes, von dem Friedrich Engels sagte, daß es das „erste deutsche politische Tendenzdrama" sei.

Auf dem üblichen Weg über die Buchstaben in den Zahlenfeldern (siehe Zahlenleiste am unteren Rätselrand), kommen Sie, liebe Rätselfreunde, zu dem gewünschten Ergebnis.

Ihre Antwort erwartet die Redaktion FREIE WELT, 1056 Berlin, Postfach 8, auf einer Postkarte, da Briefe nicht gewertet werden können. Einsendeschluß ist der 25. Juli 1984 (Datum des Poststempels). Und bitte die Marke Quiz 7 oder die Zahlenleiste auf der Postkarte nicht vergessen! Der Rechtsweg ist ausgeschlossen.

Die Auflösung und die Namen der Gewinner veröffentlichen wir im Heft 17/1984 der FREIEN WELT.

Sie können gewinnen:

1. Preis 100 Mark
2. Preis 75 Mark
3. Preis 50 Mark
4. Preis 25 Mark

Füllrätsel

In die waagerechten Reihen sind Wörter folgender Bedeutung einzutragen:

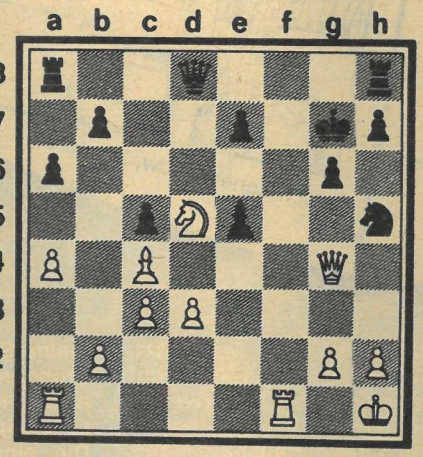
1. norweg. Polarforscher (gest. 1930), 2. eine Südfrucht, 3. Staat in Mittelamerika, 4. optisches oder akust. Zeichen mit bestimmter Bedeutung, 5. Netzhaut des Auges.

1	N	A				
2		N	A			
3			N	A		
4				N	A	
5					N	A

Schach

Weiß jagt den König

Erstmals Meister von Gagarin (früher Gshatsk) bei Smolensk wurde A. Below mit neun Punkten vor W. Wolkow und W. Litwinenko mit je 8,5. So gewann Below das Spitzenreiterduell gegen Wolkow (Schwarz): **19.Tf7+! K:f7 20.Sc7+ Kg7 21.Se6+ Kf6 22.Tf1+ Lf4 23.T:f4+ Schwarz gab auf.**



Redaktion: FREIE WELT
1026 Berlin,
Karl-Liebknecht-Str. 29
Telefon: über 24 40
Fernschreib-
Nr. 011 48 54

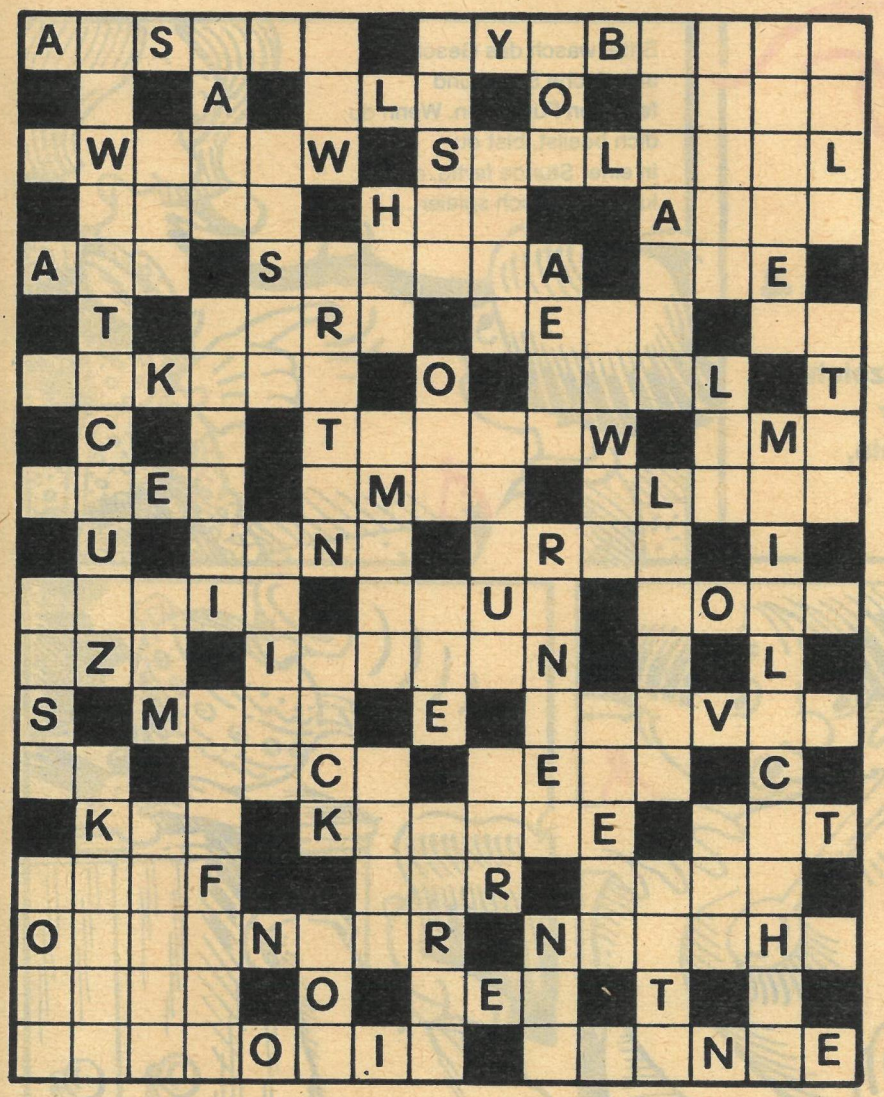
FREIE WELT

Redaktionskollegium:
Chefredakteur: Joachim Umann
Stellv. Chefredakteure: Günter Bonow, Marianne Wambutt, Dr. Paul Wurche;
Redaktionssekretär:
Barbara Schablinski

Wissenschaft: Heinz Bartel
Chefreporter: Hans Frosch
Wirtschaft: Wolfgang Scheel
Politik: Günther Wolfram
*
Leserprobleme: Bernd Siegmund

Kultur: Helmut Zemke i. V.
Bild: Alfred Paszkowiak
Gestaltung: Horst Wustrau
Korrespondenten in Moskau:
Jürgen Geitner, Volkmar Billeb, Dr. Dietrich Pätzold

Herausgeber: Zentralvorstand der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft
*
Verlag: Berliner Verlag
Verlagsdirektor: Erich Reimann



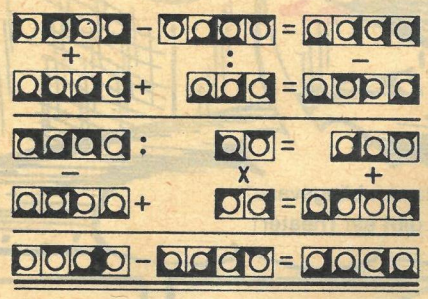
Kreuzgitter

Wörter folgender Bedeutung – hier unabhängig von Richtung und Reihenfolge in der Figur aufgeführt – sind in die Felder einzutragen:

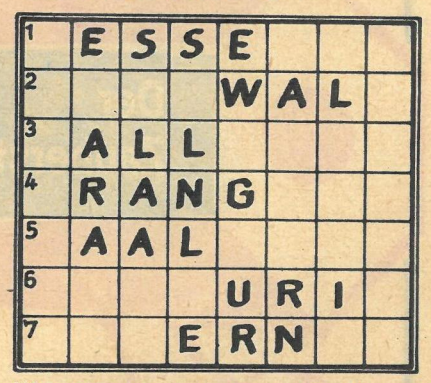
1. hohe Spielkarte, 2. arabischer Männername, 3. französisch: Bogen, Tor, 4. Wissenschaft von Form und Bau der Organismen (besonders des menschl. Körpers), 5. Körperteil, 6. eßbare Meeresmuschel, 7. auf einem Unterbau ruhender Etagenvorbau, 8. Kampfplatz, 9. arabisch-türkisch: Soldat, 10. ein Bittermittel, 11. Gestalt aus Schillers „Don Carlos", 12. griech. Vorsilbe, auf Luft bezüglich, 13. Büffel der Sumpfgebiete Südostasiens, 14. oberitalien. Weinbaustadt, 15. Bergweide, 16. Abschnitt der Bühnenwerke, 17. ein chem. Element (Nichtmetall), 18. ungarischer Männername, 19. Haar über dem Auge, 20. Hauptkirche einer Stadt, 21. Titelgestalt bei Alex Wedding, 22. trop. Harzart, 23. spanische Ortschaft südwestl. von Zaragoza, 24. engl. Schulstadt, 25. ein Planet, 26. Mädchenname, 27. Meeresraubfisch, 28. poln. Halbinsel, 29. Sultanserlaß (Mz.), 30. türk. Provinzhauptstadt in Kleinasien, 31. russ. Maler, Freund Gogols (1806–1858), 32. Schiffsanlegestelle, 33. ärmliche Hütte, 34. Geschütz, 35. Zustand tiefer Bewußtlosigkeit, 36. svw. Kerbtier, Insekt, 37. schott. Männerrock, 38. glänzender Farbanstrich, 39. Senkblei, 40. ostsibir. Strom, 41. Schallplattenmarke, 42. Autor des Romans „Der Zauberberg", 43. stark duftende Frühlingsblume, 44. deutscher Maler und Graphiker (1880–1916), 45. ehemaliger Riesenvogel Neuseelands, 46. Hafendamm, 47. Aussparung in einer Mauer, 48. unteritalien. Hafenstadt (i. d. Landessprache), 49. svw. leicht reizbar, 50. altnord. Schicksalsgöttin, 51. Nebenfluß der Kljasma (nordöstl. von Wladimir), 52. jugoslaw. Stadt in Serbien, 53. persische Rohrflöte, 54. Gefährte Mohammeds, 55. mittelalterliches Jagdhorn aus Elfenbein, 56. kleine dänische Insel im Großen Belt, 57. Maler und Zeichenlehrer Goethes, 58. westjapan. Küstenstadt auf Honshu, 59. Großmutter, 60. giftiger Strauch des Mittelmeergebietes; Kübelpflanze, 61. rumän. Ortschaft südöstl. von Timisoara, 62. Abk. für Reichsbahnausbesserungswerk, 63. Skatausdruck, 64. Zuckerrohrbranntwein, 65. französisch: Straße, 66. Turngerät, 67. altspanische Münze, 68. Wettfahrt, Wettlauf, 69. tiefes Bedauern, 70. chirurgisches Instrument, 71. ein Gliederfüßer, 72. Ort und Talsperre östl. von Eibenstock, 73. das Zusammenleben artverschiedener Organismen, 74. tuchartige Fließtextilie, 75. Ausdrucksweise, 76. armenischer Hochgebirgssee, 77. Titelgestalt bei Goethe, 78. Blattfaser einer Agavenart, 79. englisch: (schmaler) Streifen, 80. ein Edelmetall, 81. Stadt a. d. Zna (im zentralen Schwarzerdegebiet der RSFSR), 82. Treffer beim Fußballspiel, 83. Prüfversuch, 84. Trödel, Kram, 85. Männername (Kurzf.), 86. Name eines Neptun-Mondes (nach einem griech. Meergott), 87. altrömisches Gewand, 88. Sammelbezeichnung für alle Maßnahmen zur Gesundung bzw. Gesunderhaltung unserer Umwelt.

Raten und Rechnen

Jedes Karo bedeutet eine Ziffer; gleiche Karos bedeuten also immer gleiche Ziffern. Diesen Angaben entsprechend sind die Ziffern zu finden, die – in die runden Mittelfelder der Figuren eingesetzt – die waagerechten und senkrechten Aufgaben richtig lösen.



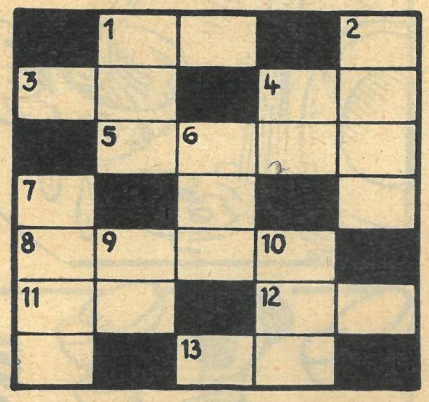
Vom Kern zum Wort



Waagerecht: 1. bulgar. Stadt und Badeort am Schwarzen Meer, 2. Mittelgebirge in der BRD, 3. französisch sprechende Bevölkerung im südlichen Belgien, 4. kandierte Orangenschale, 5. Kreisstadt im Bezirk Gera, 6. kleine Handtrommel, 7. Schüler- oder Studentenwohnheim.

Senkrecht: Die Anfangsbuchstaben der Lösungswörter ergeben den Namen einer sowjetischen Presseagentur.

Silbenkreuzworträtsel



Waagerecht: 1. Wasserpflanze, 3. Titelgestalt bei Ludwig Renn, 4. Tonintervall im Neunstufenabstand, 5. altägypt. Königin, 8. zweitgrößte der Sudaninseln, 11. griech. Göttin der Verblendung, 12. ehemal. süddeutsche Silbermünze, 13. Truppenspitze.

Senkrecht: 1. Bezeichnung für Mensch oder Tier mit Weißhäutigkeit (durch Farbstoffmangel bedingt), 2. geheimnisvolles Warnzeichen, 4. Musikzeichen, 6. wendiges Schiff für den Geleitschutz oder die Abwehr von U-Booten, 7. straußenähnl. Laufvögel Irians, 9. südamerikan. Tee, 10. Einfassungsbeet.

Auflösungen aus Heft 13/1984

Kreuzworträtsel. Waagerecht: 1. Puschkin, 5. Oparin, 8. Sog, 10. Beet, 13. Struck, 15. Alès, 17. Brest, 18. Aue, 19. Artel, 21. Sekt, 23. Rhesus, 26. Uta, 27. Oil, 29. Hase, 30. Rita, 32. Wolle, 34. Erk, 36. Tiger, 37. Arasi, 39. Odeon, 42. Erek, 45. Ner, 47. Insel, 50. Ulanowa, 52. Auge, 53. Luken, 54. Wange, 57. Emir, 59. Lee, 60. Pas, 62. Ines, 65. Nis, 66. Nike, 67. Stollen, 69. Leu, 71. Chor, 73. Met, 74. Rat, 77. Kanal, 79. Piste, 82. Deister, 84. Rif, 85. Lem, 86. Onegin, 89. Dual, 90. Kasan, 91. Truhe, 93. Laban, 96. Essig, 99. Maat, 102. Loos, 103. Lek, 104. Rebell, 106. Kiew, 108. Alibi, 110. lau, 111. Arate, 113. Hals, 116. Silber, 118. Mars, 120. Reh, 121. Weigel, 122. Gamsatow.
Senkrecht: 1. Pisa, 2. Sage, 3. Hub, 4. Iler, 5. Obst, 6. Rau, 7. Nikolajew, 9. Olme, 11. Eber, 12. Tete, 14. rar, 16. Satte, 19. Asow, 20. Tell, 21. Scholochow, 22. Kuss, 24. Hai, 25. Star, 28. Iowa, 21. Terne, 33. Gin, 35. Kamel, 36. Tonnage, 38. Sanok, 40. Kran, 41. Weg, 43. Rute, 44. Kalinin, 46. Ewer, 48. Sue, 49. Leda, 51. Nurek, 55. Ali, 56. Nestor, 58. Mine, 60. Pate, 61. Sol, 63. Selen, 64. Bau, 65. Nachodka, 68. Lid, 70. Eta, 72. Raps, 73. Mal, 75. Tito, 76. Streu, 78. Lomonossow, 80. Sender, 81. sin, 83. Igor, 84. Rila, 87. Galla, 88. Dan, 90, Kar, 92. Uni, 94. Nekrassow, 95. Blei, 97. Seni, 98. Gori, 99. Mob, 100. All, 101. Teller, 105. Elam, 106. Kuh, 107 Eule, 109. Bob, 111. Aral, 112. Tara, 114. Arzt, 115. Shaw, 117. Lei. 119. SOS.
Kreuzgitter. Waagerecht: Sog (75), Foto (32), Asow (2), Erkel (22), Oberon (55), All (4), Yak (90), Gnom (36), Dederon (19), Iason (39), Tee (86), Pandora (61), Tal (79), Reis (66), Eiland (24), Bon (18), Ami (6), Dogge (21), anemo (8), Tat (81), Irun (41), Ern (26), Wintersport (89), Ise (45), Earl (28), Err (30), Perle (62), Aware (10), Phi (63), Ade (12), Salami (72), Omen (60), TNT (83), Inferno (43), Ast (14), Aisne (16), Hengste (37), Ruin (68), Lie (48), Tor (85), Mekong (50), Indra (38), Gera (34), Bein (17), Spa (77).
Senkrecht: Stadt (73), Geldern (35), Skorpion (70), Flynn (33), Tokio (82), Ob (56), Argo (15), Sonntag (71), Ono (57), Lee (46), Melde (51), Oas (54), Are (13), Saida (74), Demographie (20), Anger (3), Lot (49), Ohr (58), Am (11), Ani (9), Eiter (25), Tapir (80), Ili (40), Uwe (88), Eta (29), Nil (53), Ree (69), Sewan (76), Rad (64), Era (23), Remis (65), Ei (27), Limonade (47), Aster (1), Altaier (5), Anastas (7), Inn (44), one (59), Felge (31), Rhein (67), Sto (78), Terra (84), Inka (42), Ume (87), Nb (52).
Vom Kern zum Wort: 1. Kalamität, 2. Operation, 3. Nekrassow, 4. Delitzsch, 5. Rastrelli, 6. Alabaster, 7. Tasmanien, 8. Jordanien, 9. Eisenbahn, 10. Warenhaus. – Kondratjew.
Silbenkreuzworträtsel. Waagerecht: 4. Ramona, 6. Melusine, 8. Tara, 10. Renegat, 12. Termite, 14. Tage, 16. Registratur, 19. Dederon.
Senkrecht: 1. Salome, 2. Arasi, 3. Borna, 5. Moneta, 7. Lupine, 9. Rakete, 10. Renata, 11. Gatter, 13. Minestra, 15. Gerede, 17. Gironde, 18. Turbine, 19. Deka.
Raten und Rechnen: 720 : 30 = 24 / − × + / 69 + 18 = 87 / 651 − 540 = 111

Lizenz-Nr. 231 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR

*

Druck: Berliner Druckerei, Artikel-Nr. (EDV): 500 405

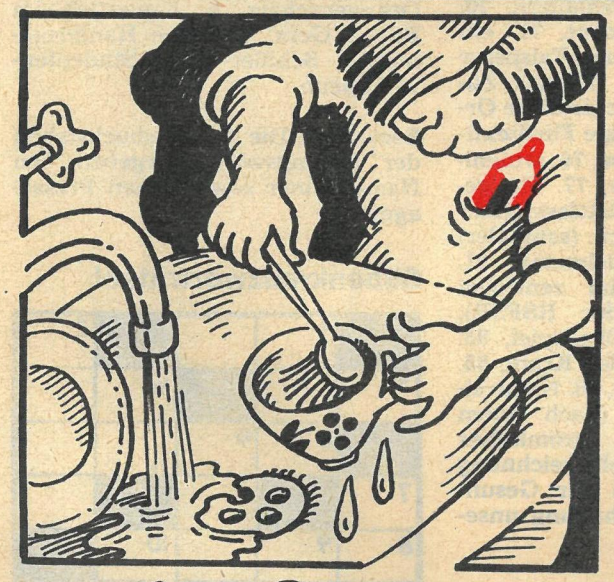
Anzeigenverwaltung: Berliner Verlag, 1026 Berlin, Karl-Liebknecht-Straße 29
Anzeigenannahme: Berliner Verlag Abt. Anzeigen, Tel. 2703277 und sämtliche Anzeigenannahmestellen Berlins und aller Bezirke der DDR. (Anzeigenpreisliste Nr. 10 vom 21. 4. 1983)
Auslandsanzeigen: INTERWERBUNG
Abonnementspreis: 1,75 M monatlich (26 Hefte im Jahr),

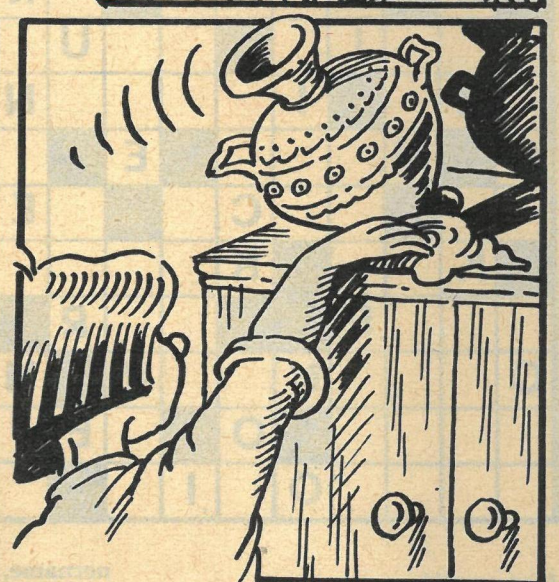
Die Redaktion wurde 1973 mit dem Orden „Banner der Arbeit" Stufe I und 1984 mit dem Orden „Stern der Völkerfreundschaft" in Gold ausgezeichnet. Die Redaktion erhielt 1974 die Ehrennadel der Gesellschaft für Deutsch-Sowjetische Freundschaft in Gold, 1979 die Ehrennadel des Verbandes der sowjetischen Freundschaftsgesellschaften „Für Verdienste um die Freundschaft" und 1980 die Johann-Gottfried-Herder-Medaille in Gold.

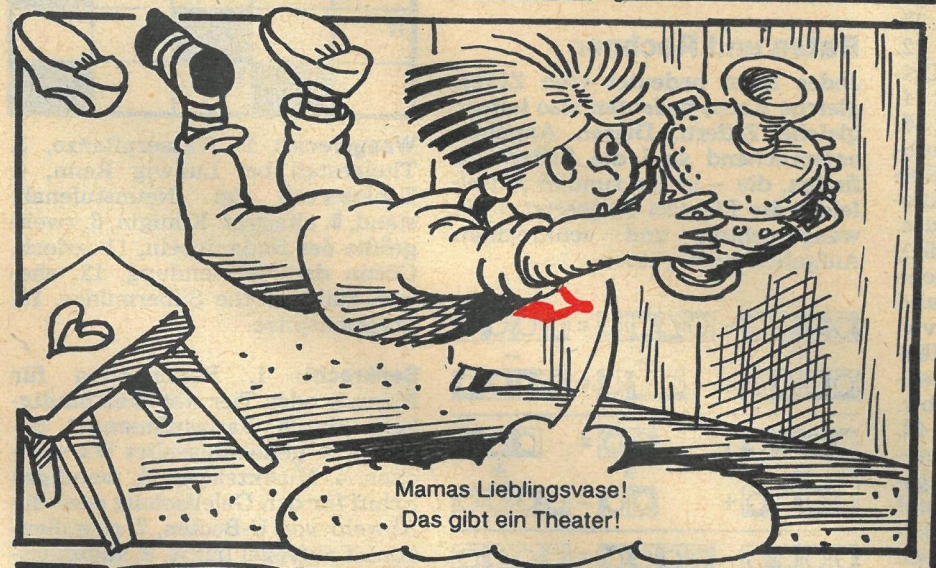
Der Zauberstift

4

Erdacht und gezeichnet von Oleg Tesler und Sergej Tjunin, Moskau.







Der Mensch Firfarow und der Traktor

Fortsetzung von Seite 35

Institut und zuckelte wie angebunden hinter dem Bus her. Und er kam noch zu seinem Recht: Am Donnerstag wurde Firfarow vom Direktor aufgehalten und verließ vierzig Minuten später als gewöhnlich das Institut, da fiel ihm ein, daß für diesen Tag das Café „Awrora" vorgemerkt war und daß ihn nachts wieder Sodbrennen gequält hatte; aber man brauchte nur einen Moment später in dieses komische Café zu kommen, schon mußte man anstehen und erwischte keine Sauermilch mehr. Firfarow blickte nach links, nach rechts und setzte sich auf seinen „Bock". Die Fahrt verlief reibungslos, bloß auf dem Newski pfiff ein Milizionär, aber der gewitzte Traktor rollte, nachdem er seinen Herrn abgesetzt hatte, sofort in einen Hof und wartete dort, bis die Pfiffe verstummten, dann fuhr er wieder auf die Straße, mit einer Miene, als habe er da zu arbeiten. Kurzum, der „Bock" hatte seinen Herrn noch rechtzeitig zum „Awrora" kutschiert, Firfarow fand sofort einen Platz und bestellte seine geliebte Milchnudelsuppe.

Am Sonntag fuhren sie auf den Sytny Markt und erstanden zehn Kilo Kartoffeln – Vorrat für einen Monat. Mit einem Traktor auf dem Markt zu erscheinen, ist völlig natürlich, dachte Firfarow, und er dachte richtig: Der dreiste „Bock" fuhr großspurig durchs Markttor und rollte die Reihe entlang, Muttchen beseiteschiebend, die grelle Strickmützen anboten. Nachdem er ums Haar eine Schlange niedergewalzt hätte, die aber noch rechtzeitig auseinanderstob, setzte er Firfarow genau am Stand des Bauern ab, der die größten und saubersten Kartoffeln feilbot, und blieb stehen, um Firfarow vor der zurückkehrenden erbitterten Schlange abzuschirmen, wobei er zur Abschreckung einen Qualmvorhang von Abgasen ausstieß. Firfarow füllte derweil sein Netz mit erlesenen Kartoffeln.

Des Nachts stand der Traktor auf dem Hof, in der Ecke gegenüber von Firfarows Garage, neben dem Schutzdach für die Mülltonnen, so daß selbst Bolotin nichts argwöhnen konnte. Übrigens hatte Firfarow Bolotin die ganze Woche nicht gesehen, die Shiguli-Besitzer aber grüßten ihn wieder wie ihresgleichen, ja, einmal erörterten sie sogar zu dritt die Lage in Kuweit. Es war nämlich so, daß einer der Shiguli-Besitzer kürzlich dort zwischengelandet war und, obgleich er das Flughafengebäude nicht verließ, eine Reihe interessanter Beobachtungen angestellt hatte, von denen zwei Firfarow am meisten beeindruckten: ein silberner Elefant von der Größe eines Schäferhundes, gegen Dollar am Andenkenstand erhältlich, und die leichten Mädchen, die ungezwungen zwischen den Passagieren umherflanierten, in schneeweißen tunikaähnlichen Gewändern, die aber seitlich geschlitzt waren von der Achsel bis zum Boden.

„Und eine so schön wie die andre – blödsinnig schön", erzählte der Shiguli-Besitzer…

So unterhielten sie sich im Hof, drei seriöse Männer, und rauchten „Sojus-Apollo", sogar Firfarow zündete sich bei der Gelegenheit eine an, der Traktor aber stand in seiner Ecke, mit stummem Motor und ausgeschalteten Scheinwerfern – er schlief. Zwei Tage darauf brach dennoch ein Skandal los.

Kaum hatte es sich Firfarow nach einem Mittagsschläfchen mit der Zeitschrift „Wissenschaft und Leben" im Sessel bequem gemacht, als es an der Tür klingelte. Ein widerliches Klingeln, das konnte bloß die Hauswartsfrau Polina sein. Als er vor geraumer Zeit zum ersten- und zum letztenmal im Leben nicht rechtzeitig die Miete bezahlte, hatte sie getobt und genauso schrill und endlos geklingelt. Firfarow öffnete die Tür. Natürlich sie war es, puterrot vor Wut…

„Schaff' auf der Stelle dieses Ungetüm weg, sonst setzt's in vierundzwanzig Stunden eine Strafe" keifte sie, machte kehrt und stieg wutschnaubend die Treppe hinunter, Firfarow lief hinterher. So kamen beide in den Hof getrabt – Firfarow trug Schlafanzughosen, und die Hauswartsfrau stieß sinnlose Drohungen aus.

Mitten im Hof stand Bolotin mit aufgerissenem Rachen. „Ich hab doch gesagt, das ist seine Nuckelpinne", quäkte er, als er Firfarow erblickte, und zeigte auf den in die Ecke geschmiegten Traktor. „Willst du das vielleicht abstreiten? Du Me-me-mensch, du großartiger!"

Sowie sich Firfarow im Hof zeigte, ließ der Traktor freudig die Scheinwerfer aufleuchten und ratterte los.

„Da! So geht das jeden Morgen! Und ich muß drunter leiden, ich krieg' zu hören: Wer reißt einen morgens bloß immer aus dem Schlaf? Schaff die Heulboje weg, sonst geh ich morgen zum Schiedsgericht!" kreischte Polina.

„Was hab ich damit zu tun, Genossen", sagte Firfarow betont leise und ruhig und kehrte dem Traktor den Rücken zu. „Was gibt's da zu lachen? Ich kaufe mir einen ‚Shiguli', das ist doch bekannt…"

Aber der Traktor, dieser Idiot, dieses verdammte Stück Schrott, kroch aus seiner Ecke, fauchte und blieb neben Firfarow stehen. Da gewahrte Firfarow einen der Shiguli-Besitzer. Der kam grienend über den Hof geradewegs auf ihn zu und sagte, ohne die Hände aus den Taschen seiner geckenhaften Jacke zu nehmen:

„Sie haben doch eine Garage, Kollege, stellen Sie Ihr Fahrzeug dort unter, und der Zwischenfall ist geklärt."

„Verkehrt!" lachte Bolotin. „Eher hängt er sich auf, als daß er das macht!"

Da verlor Firfarow die Beherrschung. Seine Wangen wurden käsig, das Kinn begann zu zittern. Wie von Sinnen trat er mit voller Wucht gegen das eiserne Trittbrett, was seinem Fuß nicht gut bekam. Vor Schmerz und vor Kränkung stiegen ihm Tränen in die Augen, und er schrie mit dünner Stimme:

„Wirklich, was soll das? Warum hängen Sie sich an einen anständigen Me-menschen! Das ist nicht mein Fahrzeug! Nicht meins! Ich weiß nicht, wem es gehört! Und ich will es nicht wissen! Es hat hier nichts zu suchen!"

Augenblicklich wurde es dunkel im Hof.

Die Scheinwerfer erloschen, der Motor verstummte. In völliger Stille bewegte sich der Traktor zum Tor, irrte hilflos in der Dunkelheit herum, stieß zweimal gegen die Wand, fand aber doch den Weg und rollte auf die Straße, als werde er von hinten geschoben.

„Was denn…", murmelte Bolotin, „wo will er denn hin, jetzt, wo es auf die Nacht zugeht? He, Freund! Bleib stehen, hörst du!"

„Er ist doch blind, er geht kaputt!" schrie plötzlich die Hauswartsfrau und rannte zum Tor.

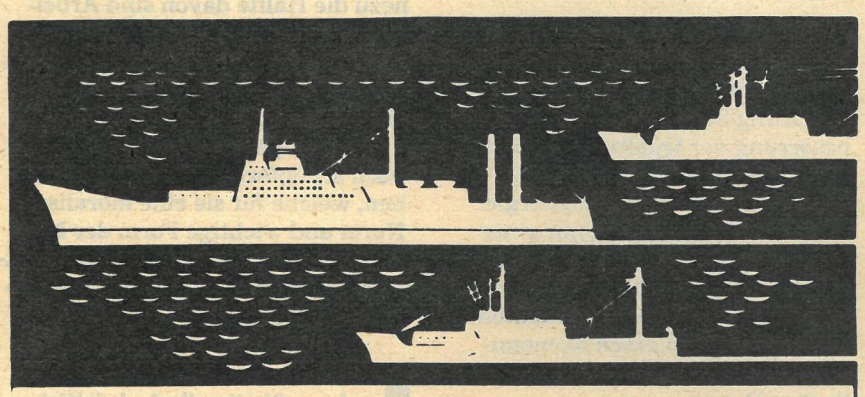
Firfarow zuckte die Achseln und ging langsam hinterher, ohne Bolotin eines Blickes zu würdigen.

Der Traktor war schon weit weg. Auf dem rechten Rad eiernd, humpelte er auf die rot geschaltete Ampel zu, ungefüg und häßlich zwischen den blitzenden flotten Autos und den gewichtigen Bussen. Für einen Augenblick verdeckte ihn ein Touristen-Ikarus, und dann war der Traktor überhaupt nicht mehr zu sehen.

Im Hof wurde Firfarow von der verheulten Polina eingeholt. „Schweinerei!" sagte sie wütend und spuckte vor ihm aus. „Im Genossenschaftshof Garagen hinzustellen, das sag ich alles dem ABV! Die Miete bezahlst du auch nie… und dann noch… Me-mensch!"

Firfarow wollte die unverschämte Hauswartsfrau zurechtweisen, aber was sollte er sich mit so einem halbdummen Weib einlassen! Ein nasser kalter Wind wehte vom Tor, und plötzlich fiel ihm ein, daß am nächsten Tag ja schon der erste September war. Er stand noch eine Weile im Hof, ihn fröstelte, und er ging nach oben.

(Aus dem Russischen von Renate Landa; geringfügig gekürzt)



Mit moderner Fangflotte

Auf den Schiffen der Hochseefischereiflotte des VEB Fischfang Rostock gibt es Einsatzmöglichkeiten im Bereich:

Fischverarbeitung als Produktionsarbeiter

Voraussetzungen für eine Bewerbung sind:
– Mindestalter 18 Jahre und ein guter Gesundheitszustand.

Die Entlohnung – verbunden mit weiteren seefahrtspezifischen Vergünstigungen – erfolgt auf der Grundlage des Rahmenkollektivvertrages der Hochseefischerei.

Informieren Sie sich!

Fügen Sie Ihrer Anfrage oder Bewerbung einen ausführlichen Lebenslauf bei!

VEB Fischfang Rostock
Stammbetrieb des VEB Fischkombinat
Personalbüro
2510 Rostock 5,
Am Fischkombinat 11

Reg.-Nr. 16/I/84

Auf ein Wort, Herr

Erfinden, was noch niemals war – wohl keine Erfindung, die nicht mit diesem Traum begann. Zwar sind die Zeiten längst vorbei, da ein „Perpetuum mobile" nach dem anderen in den Patentämtern registriert wurde. Gibt es aber auch heute noch unwahrscheinlich anmutende Ideen, kurios erscheinende Erfindungen, die dem Gutachter im ersten Augenblick nur ein Lächeln abnötigen? Als FREIE WELT Minister Iwan Najaschkow in seinem Amt unweit des Moskauer Dzierżyński-Platzes danach fragte, dachte er einen Moment nach und zeigte dann eine Flasche wohlriechender Haarwäsche: entsprechend der beiliegenden Erfindungsbeschreibung zum Urheberschein ausschließlich aus … Abfällen der Fischverarbeitung hergestellt.
Mit Dr.-Ing. Iwan Semjonowitsch Najaschkow, Mitglied des Ministerrates der UdSSR und Vorsitzenden des Staatlichen Komitees für Erfindungswesen, sprach unser Korrespondent Dr. Dietrich Pätzold.

In Ihrem Komitee, Herr Minister, ist kürzlich die millionste sowjetische Erfindung registriert worden …

Ja, einem Kollektiv in der Kirow-Fischereigenossenschaft bei Tallinn – woher übrigens auch das hervorragende Shampoon aus Abfällen der Fischverarbeitung stammt – ist es gelungen, ein neuartiges Verfahren zu entwickeln, mit dem aus Fischabfällen eine Art künstliche Milch für die Aufzucht von Jungvieh in der Tierproduktion hergestellt wird. Eine sehr nützliche und volkswirtschaftlich hocheffektive Lösung, und Sie können sich sicherlich vorstellen, mit welcher Genugtuung ich meine Unterschrift auf den UdSSR-Urheberschein Nr. 1 000 000 gesetzt habe. Zumal ich den Kolchos an der estnischen Ostseeküste schon lange kenne – wie übrigens auch die Patentspezialisten in Ihrem Land: Denn 1978, zu einer Beratung der Leiter der Patentämter der RGW-Mitgliedsländer, waren wir mit Professor Hemmerling und seinen Mitarbeitern bei diesen erfinderischen Fischern in Tallinn zu Gast …

Die Ideen der sowjetischen Erfinder – wie zahlen sie sich in der Volkswirtschaft der Sowjetunion, insgesamt gesehen, aus?

Die Endziele des erfinderischen Schaffens sind natürlich die Steigerung der Arbeitsproduktivität, die Erhöhung der Produktion, die Verbesserung der Qualität der Erzeugnisse und die Einsparung von Roh- und Brennstoffen sowie Energie. Um den Effekt anhand nur einer einzigen Zahl zu verdeutlichen: Allein in den ersten beiden Jahren dieses Planjahrfünfts erbrachten die Erfindungen einen ökonomischen Nutzen von ungefähr 6 Milliarden Rubeln.

Eine beachtliche Summe, die sicherlich auch aus der Tatsache resultiert, daß 90 Prozent der in der Sowjetunion angemeldeten Erfindungen aus Instituten und Produktionseinrichtungen kommen, also nicht außerhalb des Produktionsprozesses entstanden?

Gewiß. Das Erfindungswesen verliert ja immer mehr seinen spontanen Charakter. Die in den Plänen Wissenschaft und Technik festgelegten Aufgaben werden von vornherein am hohen Patentniveau gemessen. Die Zahl der geplanten wissenschaftlich-technischen Aufgabenstellungen mit Weltspitzenniveau ist erheblich angestiegen. Was dagegen das Erfindungswesen in der Freizeit angeht, so unterstützen wir natürlich auch hier alle schöpferischen Initiativen. In letzter Zeit sind in unserem Land Tausende „ehrenamtliche Konstruktionsbüros" entstanden, in denen sich Freunde und Kollegen nach Arbeitsschluß gewissermaßen als Hobbyerfinder zusammentun. Sie fertigen Konstruktionszeichnungen an, bauen und testen entsprechende Hilfsmittel und führen kleinere Experimente durch … Träger für diese Einrichtungen ist in der Regel die Allunionsgesellschaft der Erfinder und Neuerer, die überall ihre Filialen hat. Wir unterstützen die Initiative der Erfinder mit der nötigen Patentinformation, führen auch entsprechende Ausschreibungen durch.

Es sind also längst nicht mehr nur „geniale" Einzelerfinder, Vertreter einer Art „technischer Elite", die bei der Suche nach dem, was noch niemals war, fündig werden?

Nein, das Heer der Erfinder und Neuerer in der Sowjetunion zählt heute mehr als 13 Millionen. Nahezu die Hälfte davon sind Arbeiter. Das ist ein bemerkenswerter Wesenszug unserer Zeit: Unter den Bedingungen des Sozialismus hat sich ein neuer Typ herausgebildet – Werktätige, die im Arbeitsprozeß nach schöpferischer Tätigkeit streben, welche für sie eine moralische Norm und wichtige Form der Mitarbeit an der Entwicklung der Wirtschaft und der Leitung der Produktion geworden ist …

Ein Prozeß, der ja wohl auch bewußt stimuliert wird: Welchen persönlichen Nutzen hat ein Erfinder in der Sowjetunion, wenn er seine Ideen patentrechtlich anmeldet?

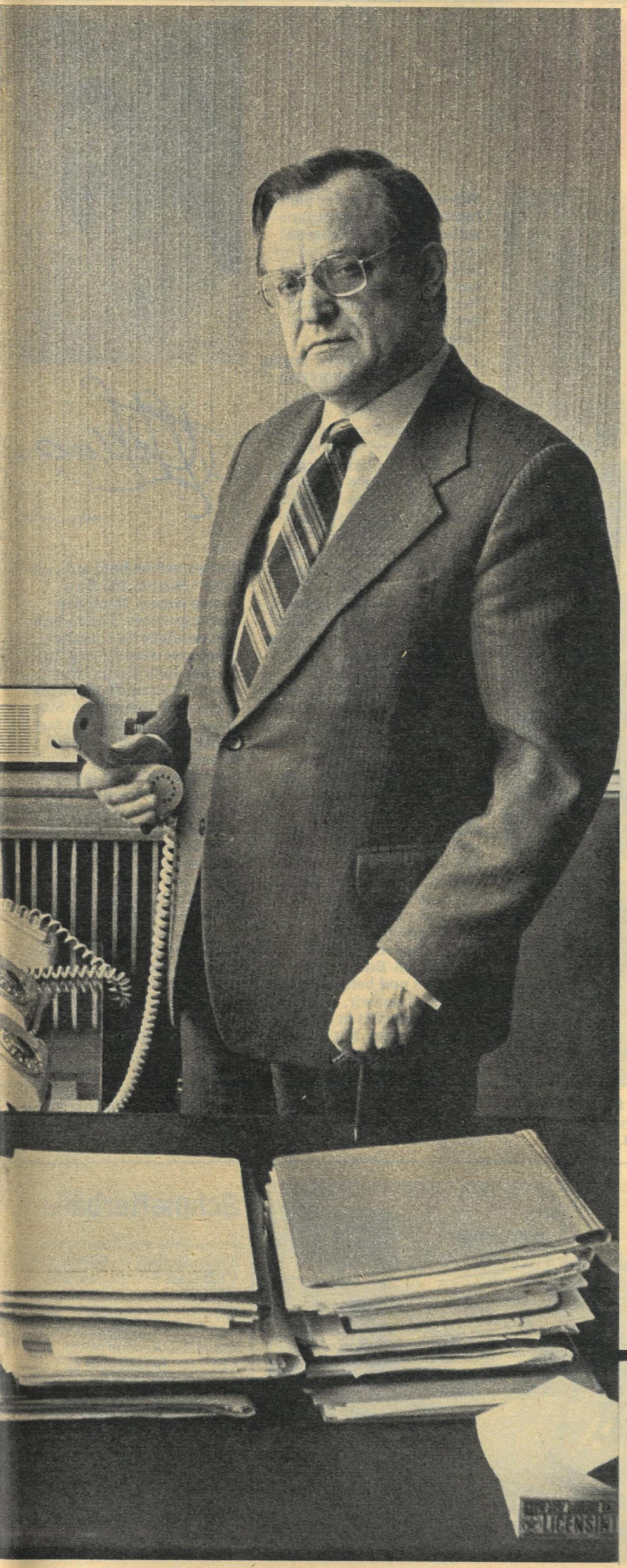
Zuerst einmal bekommt er sofort – ob seine Erfindung je genutzt werden kann oder nicht – eine Anerkennungsvergütung. Die Beschreibung der durch den Urheberschein geschützten Erfindung zählt als gewichtige technische Veröffentlichung. Und den Inhabern von Urheberscheinen wird, entsprechend der Bedeutung ihrer Erfindung, die Verteidigung von Dissertationen und das Erlangen wissenschaftlicher Grade erleichtert. Für außerordentliche Leistungen wird der Ehrentitel „Verdienter Erfinder" auf Republiks- und Unionsebene verliehen. Dabei geht es uns vor allem darum, die Autorität des Erfinders zu erhöhen, seine Stellung in der Gesellschaft, ihn zu einem besonders geachteten Mitglied zu machen. Wir veranstalten auch regelmäßig Ausstellungen der interessantesten Erfindungen, meist in Moskau, zu denen wir die Erfinder einladen. Was die materielle Seite der Stimulierung angeht: Allein für Prämien geben wir pro Jahr über 300 Millionen Rubel aus.

In der Fachpresse war von der japanischen „Nippon Steel" zu lesen, die vor einigen Jahren die Lizenz für sowjetische Hochofenverdampfungskühler gekauft hatte und schon zwölf Monate nach Errichtung des Systems dank dieser UdSSR-Technologie in Japan einen neuen Metallschmelzweltrekord aufstellen konnte. Gibt es derartige Beispiele auch aus jüngster Zeit?

Natürlich! Als die US-Administration mit ihrem Embargo den Bau der Erdgaspipelines Sibirien-Westeuropa verhindern wollte, hat die BRD-Firma „Gute Hoffnungshütte" bei uns die Patentlizenz für die Kompressorausrüstung gekauft, die sie nun nach der sowjetischen Technologie vorteilhaft für ihre Handelspartner in Ost und West produziert.

Unlängst berichtete die „Washington Post" von der amerikanischen „Universal Oil Products", die in den siebziger Jahren eine Kaltwalzstraße mit dem entsprechenden know-how aus der Sowjetunion kaufte, um die Produktion von Hydraulikrohren zu erhöhen. Das ist doch sicherlich nur ein Beispiel von vielen, das die im Westen weit verbreitete These widerlegt, die Sowjetunion wäre bei ihrer technologischen Entwicklung auf das Ideen-Potential vor allem der USA, auf deren Patente angewiesen …

In den USA, um bei diesem Beispiel zu bleiben, sind in den letzten Jahren jährlich 60 000 bis 70 000 Patente erteilt worden – nicht mehr als bei uns, wo es im vorigen Jahr etwas über 71 000 Erfindungen waren. Und obwohl wir – wie auch andere Länder entsprechend dem Entwicklungstrend im Weltlizenzhandel – an Technologien aus dem Ausland verstärkt interessiert sind und sie zunehmend kaufen, bleibt aber das Export-Import-Verhältnis im wesentlichen ausgeglichen, nämlich 1:1. Ich möchte hier unmißverständlich betonen: Wer also, aus welchen Gründen auch immer, mit der Legende hausieren geht, daß der Technologiehandel mit der Sowjetunion eine Einbahnstraße sei, die nur in unser Land hineinführe, der verbreitet schlicht und einfach bewußte Falschinformationen!



Auch im Konsumgüterbereich sind sowjetische Lizenzen gefragt...

Selbstverständlich, ein in der UdSSR entwickeltes und patentrechtlich geschütztes Verfahren zur Sektherstellung ist selbst von Firmen im klassischen Champagnerland Frankreich übernommen worden! Patente dafür sind auch in Argentinien, Griechenland, Spanien, der Türkei, den USA, der BRD, der Schweiz und anderen Ländern erteilt worden.

Die amerikanische Zeitschrift „U. S. News & World Report" hatte demnach etwas ganz Richtiges herausgefunden, als sie im Hinblick auf den Import von Lizenzen für die US-Wirtschaft kürzlich schrieb, die UdSSR und andere sozialistische Staaten würden mehr und mehr zu einer „potentiellen Quelle für Verfahren, die es ermöglichen, Waren (in den Vereinigten Staaten) besser und billiger zu produzieren"?

Gewiß. Jedenfalls war diese Redaktion besser beraten als jene Kreise in der kapitalistischen Welt, die eine solche Entwicklung mit aller Macht zu bremsen versuchen. Ein sinnloses Unterfangen übrigens, auch angesichts der internationalen Zusammenarbeit der sozialistischen Staaten auf dem Gebiet des Patentwesens, die den wissenschaftlich-technischen Fortschritt letztlich merklich beschleunigt.

Gibt es auf diesem Gebiet auch neue Formen des Herangehens?

Ja, als ein Beispiel möchte ich eine Vereinbarung zwischen den RGW-Ländern erwähnen, die in der Welt einmalig ist: die gegenseitige Anerkennung der nationalen Urheberscheine und anderer Schutzdokumente für Erfindungen. So konnte ein bedeutender Teil der vom Patentamt der DDR bei uns im vorigen Jahr eingereichten Anmeldungen sogleich akzeptiert werden. Ein solches Verfahren vereinfacht den Schutz der Erfindungen erheblich. Es ist nur möglich zwischen Freunden, die einander vertrauen.

Vielen Dank, Herr Minister, für das Gespräch.

Fakten und Meinungen

Ausländische Firmen erwarben in der Sowjetunion mehr als 20 000 Patentrechte. Technologien und Ausrüstungen nach sowjetischen Lizenzen verwendet man in Betrieben der BRD, Frankreichs, der USA, Japans, Großbritanniens, Italiens und Schwedens.

Der Export sowjetischer Lizenzen wächst im Jahresmittel um dreißig Prozent.

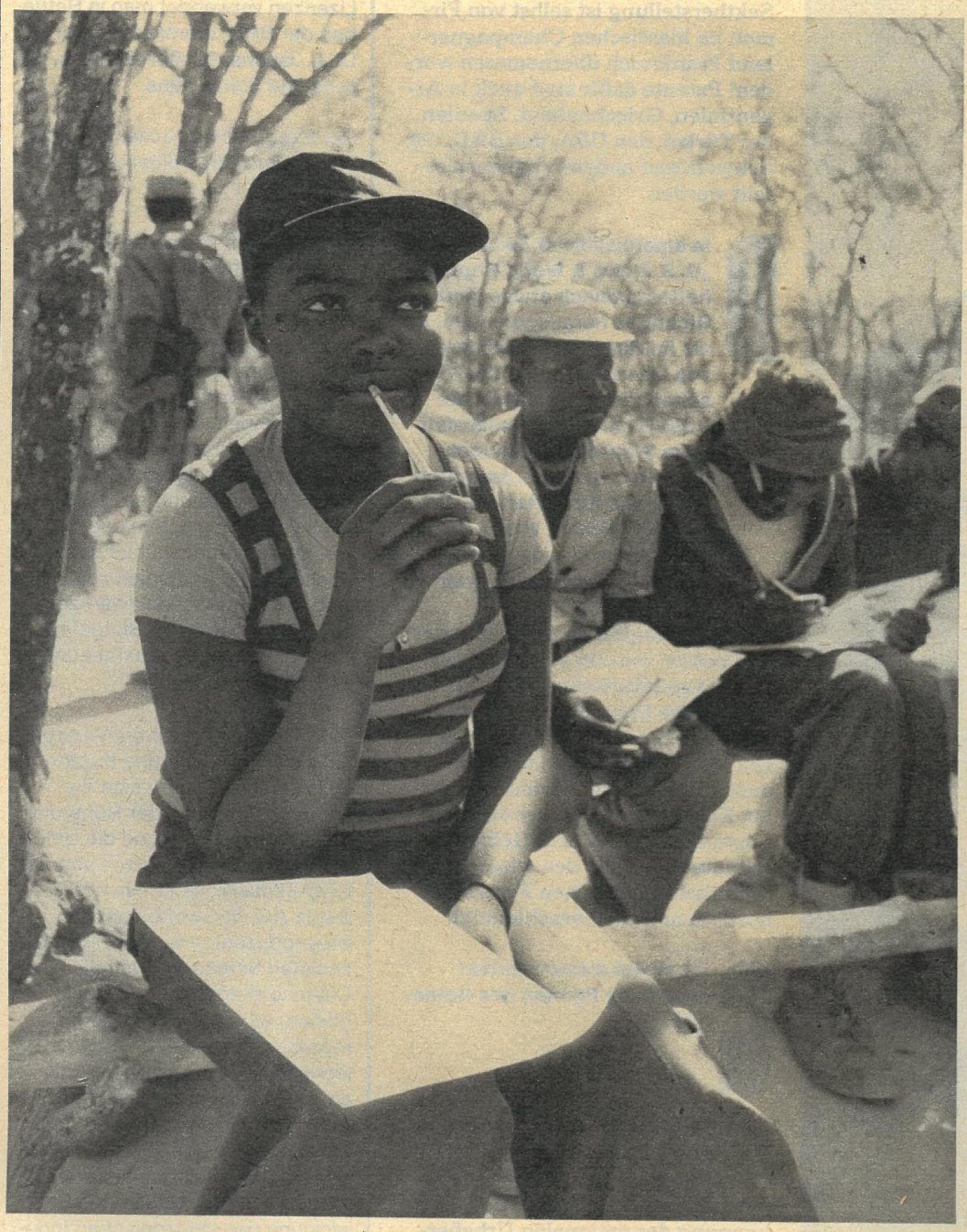
In den letzten 20 Jahren erhielten amerikanische Unternehmen in der Sowjetunion zweimal mehr Lizenzen, als sie ihr verkauften. Insbesondere wurden Lizenzen für Hochspannungsleitungen, neueste Schweißverfahren, darunter für große Rohrleitungen unter Wasser, dann Lizenzen für Aluminium- und Kupferschmelze in Elektromagnetöfen, die unterirdische Kohlevergasung in den Lagerstätten, Verdampfungskühlungen für Hochöfen, Technologien zur Härtung von Metallschneidwerkzeugen, Nähapparate für Blutgefäße, pharmazeutische Präparate und viele andere gekauft.

Eine Technologie für die Verarbeitung von Blei-Zink- und Kupfer-Zink-Erzen, wodurch sich die komplexe Nutzung der Rohstoffe beträchtlich erhöht und die Umwelt entlastet wird, wurde von der BRD-Firma Klöckner-Humboldt-Deutz AG, den weltbekannten Bleiproduzenten Broken Hill Associated Smelters (Australien), Copinco (Kanada) und SAMIM (Italien) erworben. R. Gregorian, Präsident der US-Gesellschaft Californian International Trade, der an der Moskauer Internationalen Ausstellung „Elektromasch" teilnahm, sagte: „Die US-Administration glaubte mit ihrem Lieferembargo gegen die UdSSR die Entwicklung der elektronischen Industrie hier bei Ihnen aufzuhalten. Das ist dummes Zeug. Ich urteile nach dem Maschinenkomplex, den Ihr Land auf der Ausstellung zeigte: sein Niveau ist ausgesprochen hoch. Ich wünschte mir, daß Sie jemandem aus Washington diese Maschinen zeigten. Sollen sie begreifen, was für ein Gewicht ihr Embargo wirklich hat."

Minister!

Foto: Volkmar Billeb

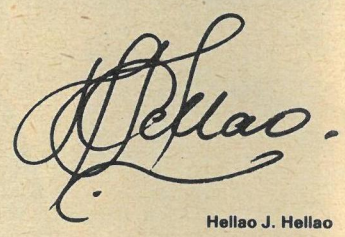
Solidarität



Frauen in Namibia: Nach einem von der SWAPO ausgearbeiteten Bildungsprogramm lernen sie im Operationsgebiet der Befreiungsbewegung nicht nur schreiben und lesen, sondern machen sich auch mit den Ursachen der Unterdrückung vertraut.

Wie ein Kämpfer der namibischen Befreiungsorganisation SWAPO Solidarität in der DDR erlebte und erlebt, erfuhren wir von Hellao J. Hellao, Student der Rechtswissenschaften an der Leipziger Karl-Marx-Universität:

Zu den furchtbarsten Tagen meines Lebens gehört der 4. Mai 1978. Noch heute sehe ich die Bilder vor mir. Mit Bombenflugzeugen und Fallschirmspringern drangen in den frühen Morgenstunden Truppen des südafrikanischen Apartheidregimes in angolanisches Gebiet ein und machten die Bergarbeiterstadt Cassinga innerhalb weniger Stunden dem Erdboden gleich. Dieser Aggressionsakt richtete sich gegen Tausende Familien, die vor dem Terror der Rassisten aus dem okkupierten Namibia geflohen waren. Vor allem Frauen, Kinder und Greise fanden dabei den Tod – auch meine Frau und einer meiner Söhne. Ich selbst wurde schwer verletzt. Ende September brachte eine Sondermaschine der INTERFLUG meine Kameraden und mich in die DDR.
Mit uns kamen verletzte Kinder und Jugendliche, um in Ihren Krankenhäusern betreut zu werden. Gleich nach unserer Ankunft wurden wir im Klinikum Berlin-Buch aufgenommen und behandelt. Hier erlebten wir, was das Wort Solidarität in Ihrem Land bedeutet. Mit Liebe und Wärme sorgten Ärzte und Schwestern für uns. Viele opferten ihre Freizeit, um uns beim Erlernen der deutschen Sprache zu helfen. Alles das trug dazu bei,



Hellao J. Hellao

daß wir schon bald auf „unserer“ Station 306 B zu Hause waren. Nach den umfangreichen Behandlungen ermöglichte uns Ihr Staat eine Ausbildung. In diesem Jahr werde ich meine Diplomarbeit verteidigen und damit mein Studium abschließen. Seit fast sechs Jahren ist die DDR meine zweite Heimat. Viele neue Freunde traf ich hier, und sicherlich wird der Abschied schwer. Aber ich habe Sehnsucht nach meinem Land, nach meinen Eltern und Geschwistern, von denen ich seit dem grausamen Massaker nie wieder etwas gehört habe. Wir alle sind den Menschen in Ihrem Land dankbar, können wir doch als gut ausgebildete Facharbeiter, Techniker und Wissenschaftler in die Heimat zurückkehren. Hier habe ich gespürt, welche Kraft die Solidarität hat. Sie ist für uns eine Flamme der Hoffnung. Dieses Gefühl wird uns beim Kampf um ein freies Namibia begleiten.

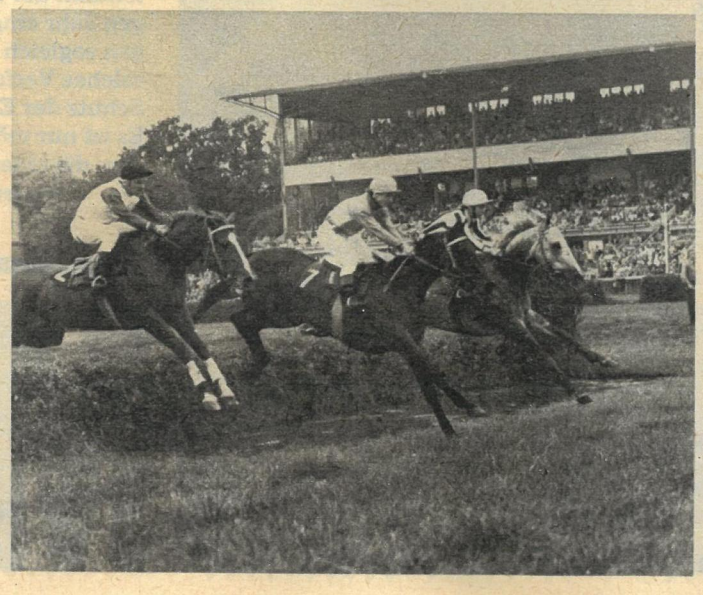
Russisch

Gewinner der 6. Lektion des FW-Lehrgangs „Russisch für jedermann – Alltagswendungen“ (FW 11/84): Das Chochloma-Service geht an Elke Rehnert, Zeitz; drei Wörterbücher erhält Erich Noack, Sabrodt; die Holzschatulle bekommt Ilse Werner, Arzberg. In die Preisfragesätze waren folgende Wörter einzusetzen: поймёте, имеете в виду, проблема. Das Lösungswort des Füllrätsels lautet: Чита. Herzlichen Glückwunsch! Uns interessieren Ihre Meinungen zum Lehrgang und Vorschläge für einen neuen.

Pferde

So war es richtig in Folge 1 „Pferde in der UdSSR“ (FW 12/84): Galopprennen. Die Rennbahn Hoppegarten bei Berlin (Foto rechts) zählt bei jährlich 22 Rennveranstaltungen etwa 110 000 Besucher auf der landschaftlich schön gelegenen Parkbahn. Am 26. August 1984 ist sie Austragungsort für das internationale Meeting der sozialistischen Staaten.

Es gewannen: 150 M Käthe Margraf, Frankfurt (Oder); 100 M Hildegard Baldow, Dresden; 50 M Fritz Arndt, Königs Wusterhausen.



Schmetterbälle

Jedes Jahr ein Turnier der Freundschaft im Kombinat VEB Carl Zeiss Jena. Das elfte war es im Frühling 1984 mit Kleinfeld-Fußball, Volleyball und Pistolenschießen. An den Wettkämpfen beteiligten sich sowjetische, vietnamesische und algerische Sportler. Auf dem Foto die Vietnamesen gegen eine Mannschaft von Carl Zeiss. Außerdem konnten sich alle Besucher im Luftgewehr- und Luftpistolenschießen, im Handgranatenzielwurf und Kegeln üben.

H. Schuster, Rothenstein

FREIE WELT-Solidaritätstombola

Liebe Leser! Wieder möchten wir mit Ihnen gemeinsam die große Solidaritätsaktion der Berliner Journalisten auf dem Alexanderplatz am 31. August 1984 vorbereiten. Wie im vergangenen Jahr bieten wir Ihnen unsere FREIE WELT-Solidaritätstombola. Wir denken dabei besonders an alle, die uns nicht an unserem Stand auf dem Alex besuchen können.

Unsere Tombola-gewinne

- Zwei Silvesterreisen nach Leningrad 1984
- Zwei Winterreisen nach Jalta auf der Krim (Januar bis April 1985) (Bei Bedarf steht jeweils eine zusätzliche Reise für einen Partner auf eigene Kosten zur Verfügung.)
- Viele originelle Souvenirs aus Freundesland

So können Sie teilnehmen:

Überweisen Sie bitte einen Geldbetrag von mindestens 2 Mark auf das
Postscheckkonto Berlin 7199-68-17717

Kennwort: FREIE WELT Solidarität 1984
Kleben Sie bitte den Einzahlungsbeleg auf eine Postkarte, schreiben Sie auch hier das Kennwort dazu und schicken Sie die Karte an:

Redaktion FREIE WELT
1056 Berlin
Postfach 9.

Oder
schicken Sie eine Spende für unser Verkaufsangebot am FREIE WELT-Stand auf dem Alex: Andenken, Handarbeiten, Bücher ... Adressieren Sie Ihre Sendung an:
Redaktion FREIE WELT
1056 Berlin
Postfach 9.

Jeder Einzahlungsbeleg über mindestens 2 Mark und jede Geschenksendung kommen in die Auslosung. Sie erfolgt am 31. August 1984. Die Gewinner werden im September in der FREIEN WELT veröffentlicht.

Helfen Sie mit, liebe Leser, damit die traditionelle Solidaritätsaktion auch in diesem Jahr ein voller Erfolg wird! Machen Sie mit bei der Solidaritätstombola der FREIEN WELT!

Platz für einen Schwatz fand unser Leser Manfred Gößinger aus Berlin reichlich in der Rigaer Altstadt. Weiße Nächte: Die Aufnahme entstand im Juli gegen 22.30 Uhr.

Wer schreibt uns?

Elja Fewraljowa, 14 Jahre alt, wünscht Briefwechsel mit Jungen und Mädchen aus der DDR. Hobbys: Sammeln von Briefmarken, Abzeichen, Ansichtskarten. UdSSR, 603 144 Gorki, ul. Karbyschewa, d. 1, kw. 113

Dendewordshiin Batshargal wünscht Briefwechsel in mongolischer, russischer oder bulgarischer Sprache. Interessen: Sport, moderne Musik, Philatelie, Film. Mongolische Volksrepublik, 44-303 Ulan-Bator

László Ribárszki, 28 Jahre alt, Maschinenschlosser, Bierdeckelsammler, sucht Schreibfreunde in der DDR. Ungarische Volksrepublik, 3044 Szirák, Rákóczi ut. Nr. 113

Kamera läuft

Überrascht und erfreut war ich, als ich mich auf der FW-Seite 41 (10/84) unter den Gewinnern der Leseraktion zum DDR-Geburtstag „Nachgedacht und mitgemacht" fand. Inzwischen kamen die Filmkamera und der Projektor an – die ganze Familie bedankt sich herzlich!
Monika Hamacher, Cottbus

Berühmtes Pendel

In Ihrem Heft 4/84 war ein Foto mit Blick in die Kuppel der Isaak-Kathedrale in Leningrad. Kürzlich erfuhr ich von einem Bekannten, daß dort ein Pendel angebracht ist, mit dessen Hilfe ein Naturgesetz nachgewiesen wird. Was ist das für ein Pendel?

Max Hohl, Leipzig

Wir brauchten keinen Fachmann zu bemühen, zufällig brachte ein Leserbrief die Antwort: Unlängst besuchte ich Leningrad und schaute mir das „Foucaultsche Pendel" in der Isaak-Kathedrale an, mit mir bestaunten es viele andere Touristen. Es ist eine Nachbildung des Pendels, mit dem der französische Gelehrte Foucault im Jahre 1851 in Paris die Erdrotation nachwies. Seit dieser Zeit ist das Experiment mehrmals in verschiedenen Ländern wiederholt worden. In der Osternacht 1932 versammelten sich 7000 Zuschauer in der Isaak-Kathedrale, um dem Experiment, das dort erstmals gezeigt wurde, beizuwohnen. Das in der Innenkuppel befestigte Pendel ist 93 Meter lang, die an der Schnur befestigte Bronzekugel wiegt 54 Kilogramm, die Schwingungsweite beträgt 10 Meter. Die einzelnen Schwingungsperioden dauern jeweils 20 Sekunden. Dabei kann man die langsame Drehung der Schwingungsebene beobachten.

Jürgen Fuchs, Karl-Marx-Stadt

FREIE WELT auf Klassenfahrt

Anbei ein Foto, das auf einer Klassenwanderung in der Sächsischen Schweiz entstand: Als die Füße auf der „Hohen Liebe" ruhten, wanderten die Augen – über FREIE WELT-Spalten!
Brigitte Stuhr, Meißen

Achtung, Achtung!

Wir bitten alle Leser, die sich am großen Preisausschreiben der Freundschaft (FW 10/84) beteiligt haben, um Geduld: Aus technischen Gründen können wir Auflösung und Preisträger erst in Heft 16/84 veröffentlichen.

Redaktion: Ingrid Buchholz/Anke Fleischer; Fotos: ZB/Schneider, Detlev Steinberg, Ruth Burghause

Preisfrage

Heft 14/84

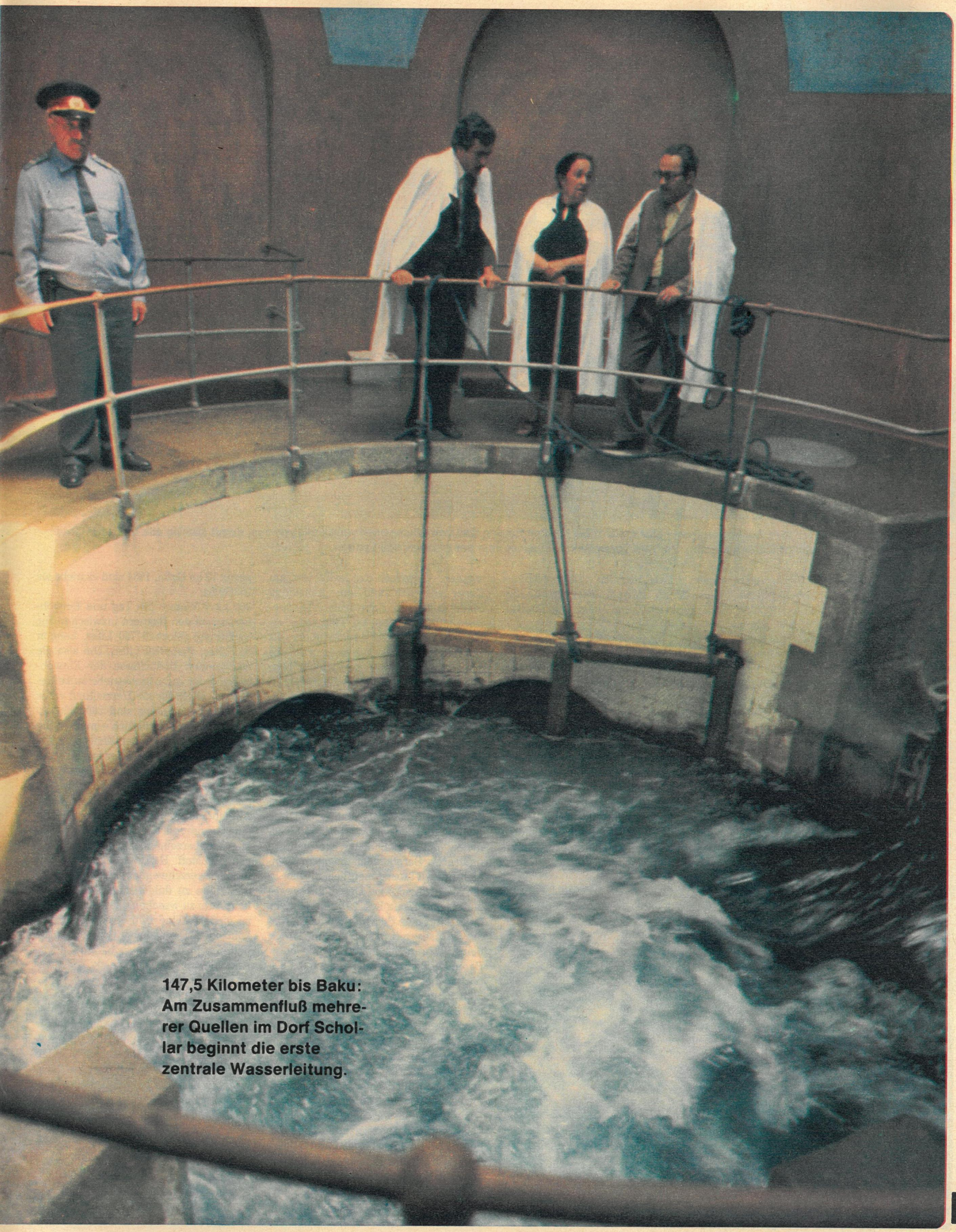
Wann wurde das Fundament des ersten Hochofens in Eisenhüttenstadt gelegt?

Die Lösung finden Sie in einem Beitrag dieses Heftes. 1× 50 M sind zu gewinnen. Das Los entscheidet unter Ausschluß des Rechtsweges. Auflösung in Heft 17/84. Ihre Postkarte mit ausgeschnittener Marke – siehe Schere – und Antwort schicken Sie bitte an Redaktion FREIE WELT, 1056 Berlin, Postfach 9. Briefe werden nicht gewertet. Einsendeschluß: 18. Juli 1984. Auflösung von Heft 12/84: Mehr als 20 000. Wir gratulieren Anni Görtler aus Dessau.

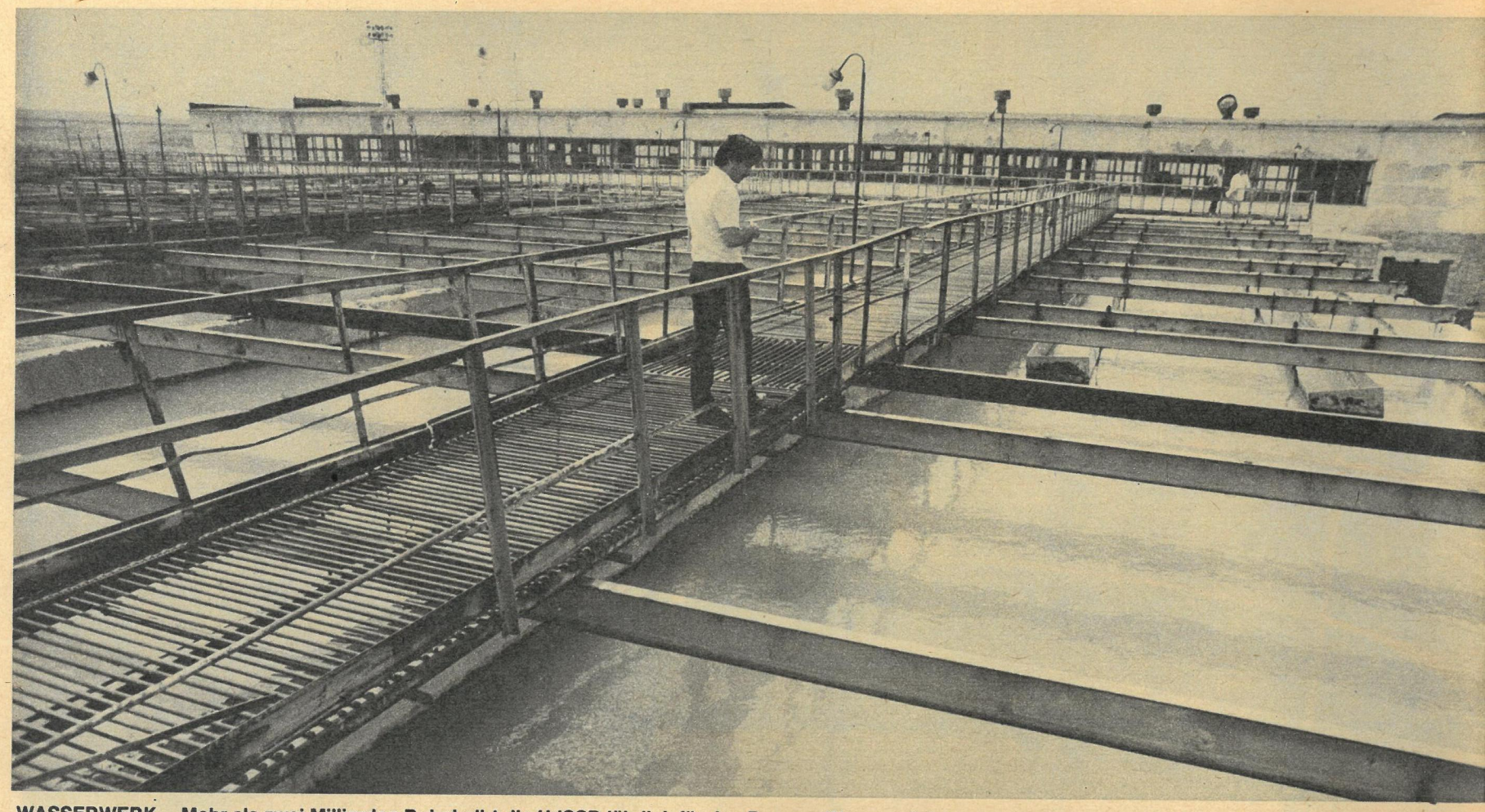
Wasser für die Stadt am Meer

Drei Wochen kein Regen,
und der Boden
birst vor Trockenheit.

Baku auf der Halbinsel Apscheron — unverwechselbar durch ihre architektonisch eindrucksvolle Gestalt, von den Ufern der Kaspi-See terrassenartig hinaufsteigend in die Berge. Die Stadt hört nicht auf zu wachsen; in den nächsten Jahren strebt sie die Zweimillionengrenze an. Mit einer modernen Großstadt wächst jedoch auch ihr Durst. Ihn immer besser zu stillen, ist seit langem ein akutes Problem für die Verantwortlichen der Stadt am Meer: Denn der Boden der Halbinsel gibt nur salzig schmeckendes Wasser preis, und hinter der Stadt dehnt sich die Halbwüste. Brauchbares Wasser für die Menschen und Betriebe Bakus muß deshalb von weither geholt werden, aus den Quellen des Kaukasus, aus den Bergflüssen, aus dem künstlich geschaffenen Stausee. Lebensspender Wasser — allgegenwärtiges Reizwort in Aserbaidshans Metropole. FREIE WELT besuchte die „Wassermänner" der Stadt in ihrem Alltag.



147,5 Kilometer bis Baku: Am Zusammenfluß mehrerer Quellen im Dorf Schollar beginnt die erste zentrale Wasserleitung.



WASSERWERK – Mehr als zwei Milliarden Rubel gibt die UdSSR jährlich für den Bau von Wasserreinigungsanlagen aus, damit künftig alle Industrie- und Haushaltsabwässer gereinigt werden können. Vor den Toren Bakus arbeitet eine der größten des Landes.

Unser erster Morgen im Hotel „Aserbaidshan". Die ungewohnten Temperaturen um 30 Grad plus, die in den Zimmern auch nachts kaum zurückgehen, und die lärmend erwachende Stadt haben uns zeitig aus dem Bett geholt. Noch etwas mürrisch grüßen wir vom Balkon aus das Kaspische Meer, das seinerseits eine leicht ölgewürzte Brise herüberreicht. Da entdecken wir direkt unter uns auf der Straße, wie die Bakuer Autofahrer auf ihre Weise sich dem Thema Wasser stellen: Immer wieder schert ein Wagen aus der dreispurig vorbeibrausenden Blechkavalkade aus, hält vor einem Brunnenbassin, und mit einem nassen Schwamm oder Lappen wischt der Fahrer sorgfältig seinem Mobil den Staub des Vortages von der Fassade... Drei Stunden später erläutert uns Melik Alijew, Stellvertretender Bürgermeister, im Haus des Stadtsowjets die

Bakuer Wasserproblematik

Da es auf der ganzen Halbinsel Apscheron kein Trinkwasser gibt, ist die angestrebte Lösung, Wasser aus Bergquellen, Flüssen und aufgestauten Seen über Hunderte Kilometer Entfernung in die Stadt zu bringen, unikal für die Wasserversorgung einer sowjetischen Großstadt. Noch bis Anfang des 20. Jahrhunderts, betont Genosse Alijew, gab es kein zentralisiertes Versorgungssystem, begnügten sich die Bakuer mit leicht salzig schmeckendem Wasser, das sie aus kleinen Brunnen gewannen. Als jedoch der Erdölboom am Kaspi ausbrach und die „Schwarze Stadt" mit ihren Bohrtürmen, Raffinerien und Tanks wie im Fiebertanz errichtet wurde, 1913 bereits mehr als 110 000 Einwohner zählte, wurde das Wasserproblem über Nacht akut. Man brachte Süßwasser mit Tankschiffen von der Wolga und Kura – eine kostspielige Angelegenheit. Man baute die erste Entsalzungsanlage für Meerwasser nach Mendelejews Idee, ein Tropfen auf den heißen Stein. Schließlich holte man den Engländer Lindley, der das Projekt für die erste Wasserleitung Bakus entwarf und es unter seiner Leitung auch von 1911 bis 1917 realisierte. Diese Leitung führt das Wasser über 150 Kilometer vom Dorf Schollar, wo mehrere natürliche Bergquellen in einem Sammelbrunnen zusammenfließen, bis in die Stadt; davon zwei Drittel des Weges aus eigener Kraft. Erst 50 Kilometer vor Baku sorgt eine Pumpstation dafür, daß das Wasser mit dem nötigen Druck beim Verbraucher ankommt. Ein guter Beginn – aber bald reichte auch die Kapazität dieser Leitung nicht mehr aus. Nun sorgten die regierenden Arbeiter und Bauern dafür, daß **planmäßig** weitere Wasserbauwerke geschaffen wurden. Heute gibt es ein weitverzweigtes Versorgungssystem, bestehend aus 3500 Kilometer Rohrleitungen und den dazu gehörenden modernen Aufbereitungs- und Kläranlagen. Und der erfolgreiche Kampf um den wichtigen Lebensspender – mit Einsatz vieler hundert Millionen Rubel für Investitionen und tatkräftiger Mithilfe der Einwohner – hat vor allem in den letzten zwei Jahrzehnten in Baku den Begriff „schwarze Stadt" getilgt, hat sie zu einer grünen und blühenden Stadt gemacht. 1920 gab es ganze 13 ha Grün, 1984 sind es mehr als 10 000 ha.

WASSERMANN – Thälmann Agajew am Stausee „Zum ertrunkenen Hirsch", wo er als Meister seine erste „Wasserprobe" bestand.

360 Liter Wasser pro Tag und Einwohner stehen den Bakuern inzwischen zur Verfügung (Moskau 700 Liter, London 263 Liter, Paris 500 Liter). Um also die wachsenden Bedürfnisse der Einwohner und der Industriebetriebe zu befriedigen – allein für die Herstellung einer Tonne Chemiefasern sind 5000 Kubikmeter Wasser erforderlich – müssen die Wasserwirtschaftler der Metropole am Kaspi mindestens 600 Liter pro Einwohner bereitstellen. Die zweite Stufe der Kurinsker Wasserleitung, die noch 1984 in Betrieb genommen wird, soll diese Aufgabe lösen helfen. Dennoch heißt eine Grundregel der Stadtväter: alle Bakuer zu überzeugen, mit dem so wichtigen Rohstoff H_2O hauszuhalten; ihn nicht zu verschwenden, keinen tropfenden Hahn zu dulden, mit Trinkwasser kein Auto zu waschen oder einen Baum zu gießen, keine Betriebsabwässer unkontrolliert abfließen zu lassen... Sie halten sich dabei an Friedrich Engels' Erkenntnisse über die Dialektik der Natur: „...daß wir keineswegs die Natur beherrschen, wie ein Eroberer ein fremdes Volk beherrscht, wie jemand, der außer der Natur steht, sondern daß wir mit Fleisch und Blut und Hirn ihr angehören und mitten in ihr stehen, und daß unsere ganze Herrschaft über sie darin besteht, im Vorzug vor anderen Geschöpfen ihre Gesetze zu erkennen und richtig anwenden zu können."

Bakus „Wassermänner"

Quasi ihr erster ist Diplomingenieur Thälmann Agajew, 39 Jahre, Aserbaidshaner vom Scheitel bis zur Sohle: schlanker Wuchs und sonnengebräunt, welliges schwarzes Haar und tiefbraune

Wasser für die Stadt am Meer

Augen, das obligate Oberlippenbärtchen und der gut sitzende Anzug. Thälmann verzichtet auf eine Visite in seinem Arbeitszimmer; wir fahren mit ihm in einem RAFIK aus der Stadt hinaus gen Norden, um einen kleinen Ausschnitt seines Verantwortungsbereiches kennenzulernen. Der Chef der städtischen Wasserversorgung hat 2500 Mitarbeiter, die dafür zu sorgen haben, daß das Wasser täglich und stündlich alle Versorgungspunkte Bakus in guter Qualität erreicht.

Unser erster Halt: eine Pumpstation am Stausee „Zum ertrunkenen Hirsch", der durch einen 200 km langen Kanal vom Gebirgsfluß Samur gespeist wird. Sein klares Wasser blinkt uns im Sonnenschein verführerisch zu. Im Labor erfahren wir, daß der See die Reinigung zu 95 Prozent selbst vornimmt, bevor sein Naß die Aufbereitungsanlagen durchläuft. Stündlich werden neue Proben analysiert. Bei der Inbetriebnahme dieses Projekts vor sechs Jahren hat Thälmann Agajew sein praktisches Diplom mit Bravour bestanden. Wie aber kam er überhaupt zum Wasser?

Nach der Schulzeit erlernte Thälmann das Tischlern, Baku besitzt ein großes Möbelkombinat. Dann folgte die Armeezeit. Als er wieder zu Hause war und in einem neuen Stadtteil auf den Bergen wohnte, wurde er täglich mit den Wassersorgen seiner Stadt konfrontiert. Zuerst wurmte ihn das nur, doch dann sah der damals 22jährige darin eine Herausforderung. Seit siebzehn Jahren stellt er sich ihr – mit Können und Leidenschaft. Wir fahren weiter dem belebenden Naß entgegen. Der trockene, aufgerissene Boden zu beiden Seiten der Straße, der karge Pflanzenwuchs und die ausgedörrten Rinnsale zeugen anschaulich vom ewigen Kampf zwischen Wasser und Sonne, den die Sonne stets gewinnt. Rechts am Horizont die Konturen von Sumgait, der jungen Stadt der Erdölchemie, links schleppen elektrisch getriebene superlange Güterzüge fast ohne Pause die Erzeugnisse Aserbaidshans zu ihren Verbrauchern: Kesselwagen, große Plattenwaggons, dazwischen die bekannten „kühlen Weißen" aus Dessau. Plötzlich ändert sich die Landschaft, wird es grün um uns herum, wachsen Bäume, blühen Sträucher und Blumen, gibt es Gemüseplantagen in den Dörfern. Wir haben die Klimazone gewechselt, bedeutet uns Thälmann. Auf dem Territorium Aserbaidshans gibt es allein neun – von der Bergtundra bis zu den Subtropen. Langsam kommen wir den Bergen näher, und zur Begrüßung schicken sie uns ein paar dunkle Wolken, die es prompt für Minuten regnen lassen. Unser „Wassermann" blickt vielsagend zum Himmel: „Wenn wir den Regen doch mitnehmen könnten." Sein Auftrag bewegt ihn ständig, und er versteht ihn in zweierlei Hinsicht. „Wasser ist ein soziales Problem, ohne Wasser geht es nicht. Drum muß unsere Mannschaft alles dransetzen, es ausreichend den Menschen zu bringen. Zugleich aber müssen wir jeden erziehen, noch sorgsamer mit jedem Tropfen umzugehen."

Thälmann Agajew erinnert an das weltweite Wasserproblem: Mehr als eine Milliarde Menschen unseres Planeten sind heute noch nicht genügend mit Trinkwasser versorgt, täglich sterben Tausende in den Entwicklungsländern an Durst oder an verseuchtem Wasser. Die UNO-Dekade „Wasser für alle bis zum Jahr 2000" sei deshalb eine besondere Verpflichtung für ihn. Gestern haben wir Thälmanns Partner und Freund kennengelernt, den Direktor der Filiale des Allunions-Forschungsinstitutes für Wasserwirtschaft, Dr. Dshalilow, ein dynamischer Mann, gerade über vierzig. Von ihm hörten wir etwas über

Bakus Wasser-Prognosen

Die Forscher beschäftigen sich vorrangig mit sehr praktischen Fragen. So mit der rationellen Verteilung des Wassers durch die Schaffung eines Achtzonen-Stufensystems; der Höhenunterschied von 220 Metern zwischen dem tiefsten und höchsten Punkt Bakus erforderte dies einfach. Sie knobeln darüber, wie man das Leben der stählernen Rohrschlangen, ursprünglich auf 25 Jahre berechnet, durch elektromechanische Behandlung um acht bis zehn weitere Jahre verlängern kann. Eine enorme Einsparung deutet sich an.

Ihr langfristiges Projekt aber ist und bleibt die Kaspi-See. Zum einen brauchen sie kleine Entsalzer für die Erdölförderstellen im Meer. Vorläufig bringen Tanker brauchbares Wasser dorthin. Zum anderen ringen sie darum, daß in allen Großbetrieben der Metropole werkseigene Reinigungsanlagen für einen Abwasserkreislauf sorgen. Mit dem so mehrfach genutzten Naß wird die Wasserversorgung der Stadt entlastet und zugleich das Meer nicht mehr durch Abwässer verschmutzt. Schließlich planen sie die gründliche Reinigung der Bakuer Bucht von Ölresten. Dr. Dshalilow: „Die Kaspi-See insgesamt ist heute schon viel sauberer als vor Jahren – es gibt wieder mehr Fische und Kaviar. Doch in der Bucht müssen wir den verschlammten Boden absaugen bis zu jener Schicht, die das Meer braucht, um sich selbst sauber zu halten. Ein kompliziertes und teures Vorhaben. Aber alle wollen es, und in fünf, sechs Jahren wird unsere Bucht sauber sein!"

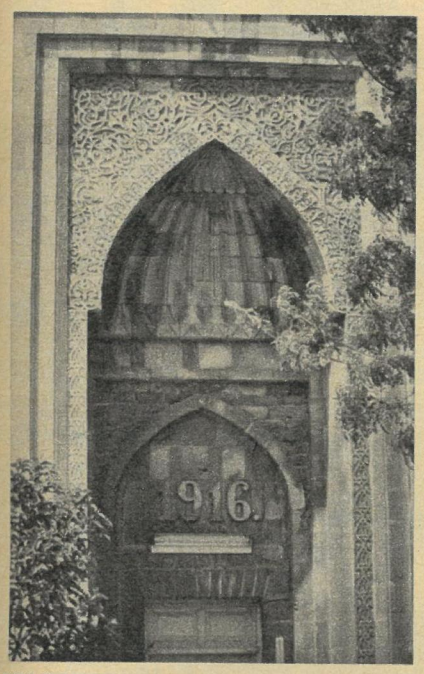
★

Unser Fahrtziel – das Dorf Schollar. Durch einen blühenden parkähnlichen Garten gelangen wir zum Heiligtum der „Wassermänner": Hinter dem unscheinbaren weißgetünchten Eingang in einen Hügel verbirgt sich der Ursprung der ersten Bakuer Wasserleitung. Saadat Sultanowa, Geologin und Chefin dieser Station, läßt uns weißbekittelt für Minuten an die Quelle treten. Ein imposantes Schauspiel von der Kraft des Wassers. Von verschiedenen Seiten schießt es mit derartiger Wucht in den Sammelbrunnen, als stürze es Hunderte Meter tief. Unerschöpflich schicken die Berge den Menschen ihr Naß. Von hier aus nimmt es seinen Lauf durch das meterdicke Rohr zu den Wohnungen. Und dann wird eine Kostprobe gereicht. Es ist mein sechstes oder siebentes Glas auf dieser Fahrt, und ich finde, das Schollarsker Wässerchen ist besonders rein und bekömmlich...

Wolfgang Scheel (Text)
Volkmar Billeb (Fotos)

Der Beitrag entstand mit freundlicher Untestützung von APN.

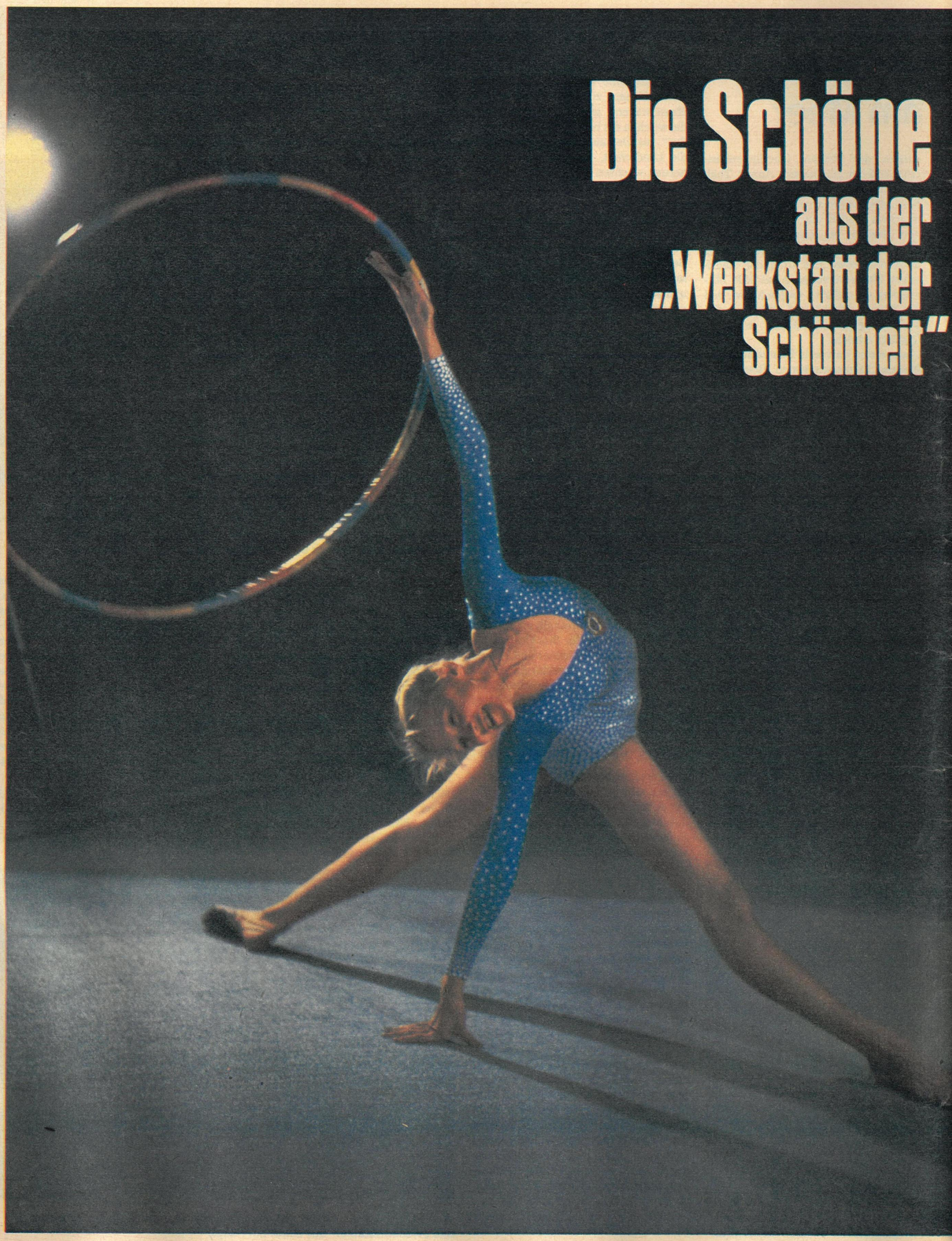
WASSERBEWUSST – Bis die projektierten Wagenwaschanlagen ohne Frischwasser in Betrieb sind, nutzen die Autofahrer das Brunnenwasser.



WASSERTOR – Es führt in die erste Pumpstation für Bakus Wassernetz.

WASSERTOAST – Auf Saadat, Thälmann, den wachhabenden Milizionär und alle „Wassermänner" der Stadt am Kaspi.

Die Schöne aus der „Werkstatt der Schönheit"



Was für eine Tänzerin wäre aus Galina Beloglasowa geworden?

Trainerin Ljudmila Tichomirowa denkt zuweilen darüber nach, was aus ihrer derzeitigen Musterschülerin Galja wohl geworden wäre, wenn diese eines Tages im „Bolschoi" oder anderswo die sublimierte Leidenschaft der Prokofjewschen Julia oder die ekstatische Tanzbesessenheit von Adolphe Adams Bauernmädchen Giselle mit ihren eigenen Wesenszügen hätte verbinden können. „Da beide Figuren von ihrer Interpretin klare Reinheit der Bewegungen und bis ins Innerste gehende Aufrichtigkeit er-

fordern, würden es Galjas vermutlich beste Rollen werden." Doch die jugendliche Schöne aus Astrachan flog („bei aller Liebe zum Tanztheater") nicht in Terpsichores ausgebreitete Arme: „Ich weiß selbst nicht warum. Vielleicht, weil der Tänzer ohne Gerät arbeitet. Wenn ich dagegen in die Halle komme, nehme ich Band oder Ball, Reifen oder Keule in die Hand, und sofort vergesse ich alles – sogar das Ballett."

Aram Chatschaturjan: Eine Sportart als wahres Kunstwerk

Galina Beloglasowa, Debütantin bei den Weltmeisterschaften in der Rhythmischen Sportgymnastik voriges Jahr unterm „Rhenus"-Dach von Strasbourg. Dort, über Nacht, zweifache Goldmedaillengewinnerin. Viermal mit Höchstnote 10 bedacht. Im Mehrkampf wegen eines läppischen Fangfehlers am Ende ihrer ansonsten makellosen und schon an Magie grenzenden Kür mit den Keulen nur um fünf Hundertstelpunkte von der Bulgarin Diliana Georgiewa bezwungen – die ebenfalls zum ersten Mal bei einer Weltmeisterschaft erschien. Deshalb waren beide – die Achtzehnjährige aus Pasardshik und die erst Sechzehnjährige aus Astrachan – die Entdeckungen von Strasbourg '83. Und sie sind wohl auch berufene Erbinnen vieler Generationen sowjetischer und bulgarischer Gymnastik-Ballerinen, die (seit eh und je die besten der Welt) einem sportlichen Phänomen huldigen, das die berühmte Filmschauspielerin Elina Bystrizkaja als „innige Synthese von Kunst und Sport" beschrieb, der Komponist Aram Chatschaturjan als eine Galerie „wahrer Kunstwerke" bezeichnete und der Vizepräsident der UdSSR-Föderation Wladimir Naipak zur „leiblichen Schwester des Tanzes" erklärte und als eine der schwierigsten technischen Sportarten in den siebten Himmel hob.

Galja: Diskomusik ist genau das, was wir brauchen

Chatschaturjan, musikalischer Schöpfer der „Gajaneh" und des „Spartacus", hat auch gesagt, daß die von der Rhythmischen Sportgymnastik geschaffenen „Kunstwerke um so wertvoller sind, je treffender sie das Wesen des musikalischen Werkes zum Ausdruck bringen... Hauptsache, die Musik wird empfunden, vielleicht intuitiv, aber doch empfunden." Bei ihrer Strasbourger Vorstellung bekam Galina Beloglasowa für ihre Auftritte mit dem Ball und dem Band dreimal die Idealnote 10. Sie beeindruckte Zuschauer wie Kampfrichterinnen nicht nur mit ihrer Technik, sondern auch durch ihre Fähigkeit, emotionale, in den Melodien enthaltene „Programme" in der Bewegung auszudrücken. War die Musik verstummt, verließ Galja wie eine gefeierte Primaballerina die Arena und verwandelte sich augenblicklich in ein ganz normales Mädchen von sechzehn. In einen Teenager, der einmal auf die Frage antwortete, warum er sich in der Disko nicht weniger auszeichne als in der Turnhalle: „Hm, Diskomusik ist genau das, was wir brauchen."

Ljudmila Alexandrownas große Sehnsucht nach dem Schönen

Galja, Tochter eines Ingenieur-Technologen und einer Ärztin, betrat zum ersten Mal eine Turnhalle, als sie noch gar nicht zur Schule ging. Vor sechs Jahren begab sie sich unter die Fittiche von Ljudmila Tichomirowa, einer leidenschaftlich und unermüdlich arbeitenden Trainerin, vor allem aber resoluten wie herzensguten Frau, die – während des Krieges aufgewachsen – immer nur „auf der Suche nach dem Schönen" war und bei sich plötzlich die ganz große Liebe für den Sport entdeckte. „Ich war zwölf, als ich im Militärhospital Wäsche für die Verwundeten wusch und dafür eine zusätzliche Brotmarke erhielt. Und wenn in der Schule der Sportunterricht begann, vergaßen wir nicht, daß Krieg war. Also übten wir den Anschlag des Gewehrs, das Werfen von Handgranaten, das Verbinden von Verwundeten. Aus dieser Zeit nahm ich den unbezwingbaren Drang mit, schon vom ersten Tag des Friedens an etwas zu tun, was besonders schön ist. Da begegnete mir der Sport..."

Kein Fest ohne die tausend Töchter der Tichomirowa

Die Tichomirowa hat zwei Söhne und tausend Töchter. Den beiden Jungen hat sie als Mutter den Weg zur Kunst geebnet. Pjotr arbeitet an ihrer Seite als Pianist, Nikolai ist Solotänzer in einem Ballettensemble des „Bolschoi". Und besonders durch ihn, seine Lehrer und Freunde genoß Ljudmila Alexandrowna mehr und mehr das „Erlebnis des Gedanken- und Erfahrungsaustausches zwischen der Welt des Balletts und der Rhythmischen Sportgymnastik".

Und wer sind die tausend Töchter? Das ist die Riesenbesatzung des neuerbauten Gymnastik-Palastes von Astrachan, im Volksmund „Werkstatt der Schönheit" genannt. Die Direktorin und Trainerin Tichomirowa spricht von „unseren Kindern, für die ich mich noch nie habe schämen müssen. Alle sind fröhlich und freundlich, lern- und trainingsbereit, sie wachsen zu guten Menschen heran. Astrachan lebt buchstäblich von ihnen und ihren Leistungen. Keine Feierlichkeit, kein Fest ohne sie!" Dann fehlt auch Galina Beloglasowa nicht, die sechzehnjährige Primadonna, über die die Tichomirowa sagt: „Ihre erfinderische Gabe und ihr Einfühlungsvermögen in alles, was den Begriff Rhythmische Sportgymnastik ausmacht, beeindrucken mich immer wieder."

Eine Stunde lang ohne Poltern auf der Veranda

Galja hat noch nie selbst in schwierigsten Übungsteilen etwas Unerreichbares gesehen. Nur gelegentlich braucht sie etwas länger, bevor sie sich mit ihrer ganzen Person hinter eine Sache stellt, von deren Erfolgsaussicht sie nicht im Handumdrehen zu überzeugen ist. Als ihr die Trainerin einmal eine äußerst komplizierte Übung mit den Keulen vorschlug, machte sie einen Schmollmund: „Muß das sein, Ljudmila Alexandrowna? Muß ich unbedingt etwas probieren, was mir partout nicht gefällt? Sehen Sie nicht, daß die Keulen ständig in die falsche Richtung fliegen?" Natürlich sah die Tichomirowa, daß ihre Schülerin vor einer scheinbar unlösbaren Aufgabe stand. „Du wirfst die Keulen zu hoch", antwortete sie. „Du mußt ihnen eine niedrigere Flugbahn geben. Weißt du was? Stelle dich auf unsere Veranda. Sie hat eine Decke, gegen die deine Keulen poltern, wenn du sie nicht ausbalancierst. Versuche eine Stunde lang, die Decke nicht zu treffen..." Nach sechzig Minuten meldete sich Galja zurück. „Wenn du die Zeit genutzt und wirklich trainiert hast, was ich hoffe, dann ist alles okay", sagte die Trainerin. „Ich habe jedenfalls nicht gehört, daß du auf der Veranda warst..."

Aufregung vor dem Auftritt – dann doch die Höchstnote 10

In Strasbourg hatte Galja eine Fixidee. Um ihre Häuslichkeit und ihren Reinlichkeitssinn zu unterstreichen, wusch sie ihr Band und freute sich, daß es so herrlich sauber geworden war. Doch unmittelbar vor dem Gerätefinale, sie war schon längst in der Halle, bekannte Galja ruhig und gelassen: „Mein Band ist beim Waschen eingelaufen. Es ist zwei Zentimeter zu kurz. Jetzt komme ich womöglich mit dem Reglement in Konflikt." Ljudmila Tichomirowa war außer sich. Die nervenstarke Galja aber machte aus der Not eine Tugend, borgte sich bei der sowjetischen Ersatzturnerin deren Band aus, bügelte und zog es – „und Sekunden vor dem Auftritt war alles erledigt". Ohne sich eingeturnt zu haben, betrat Galina Beloglasowa die Bodenmatte. Von ihren Zaubereien im Tanz hingerissen, klatschten die Zuschauer auf offener Szene. Ohne Zögern zeigten die Kampfrichter die höchste Note, die sie zu vergeben hatten.

Text: H.R. Vollbrecht, Andrej Bataschow; Fotos: W. Safronow; Vignetten: R. Schwalme.

Ulrich Kohls

Journalist der DDR-Nachrichtenagentur ADN, Jahrgang 1936, erhielt auf der Fotoausstellung AUGENZEUGEN II, die der Zentralrat der FDJ und der Zentralvorstand des Verbandes der Journalisten im Palast der Republik veranstaltete, den Sonderpreis der FREIEN WELT für seinen Bildbericht aus Nikaragua.

Zum 5. Jahrestag des Sieges: Fotos aus Nikaragua

Sandinos Enkel

Ulrich Kohls hatte als Korrespondent bereits im Nahen Osten gearbeitet. Er war in der Moneda von Santiago de Chile, als die Pinochet-Söldner gerade den Leichnam des Salvador Allende abtransportiert hatten. In den Sommertagen 1979, da sich der Kampf der Sandinisten in Nikaragua gegen das Regime Somozas dem Ende näherte, hatte er sich als ADN- und ND-Korrespondent in Mexiko und Mittelamerika in das Nachbarland Kostarika begeben. Gelegentlich fuhr er in Grenzregionen, in Flüchtlingslager. Einmal besuchte er von der FSLN befreite Gebiete Nikaraguas.

„Dort geriet ich mit Kämpfern und Comandantes in ein Bombarde-

ment. Es war ein Tiefflie-gerangriff, und es gab kaum Deckungsmöglichkeiten. Als Schulkind hatte ich das Ende des 2. Weltkrieges erlebt, und ich merkte, wieviel ich vergessen hatte ...“ Ulrich Kohls berichtete also von Kostarika aus über die Ereignisse. Mehrfach wurde gemeldet, Managua sei befreit. Jedesmal fuhr die Journalistengruppe zum Flughafen. Jedesmal wurde die Meldung zurückgezogen. Als sie das vierte Mal hinausfuhren und abflogen, war nicht sicher, wer sie in Managua erwarten würde, die Sandinisten oder Somoza-Söldner.

„Ziemlich tief flog die Maschine über brennende Städte, über Granada, über Masaya ...“

1

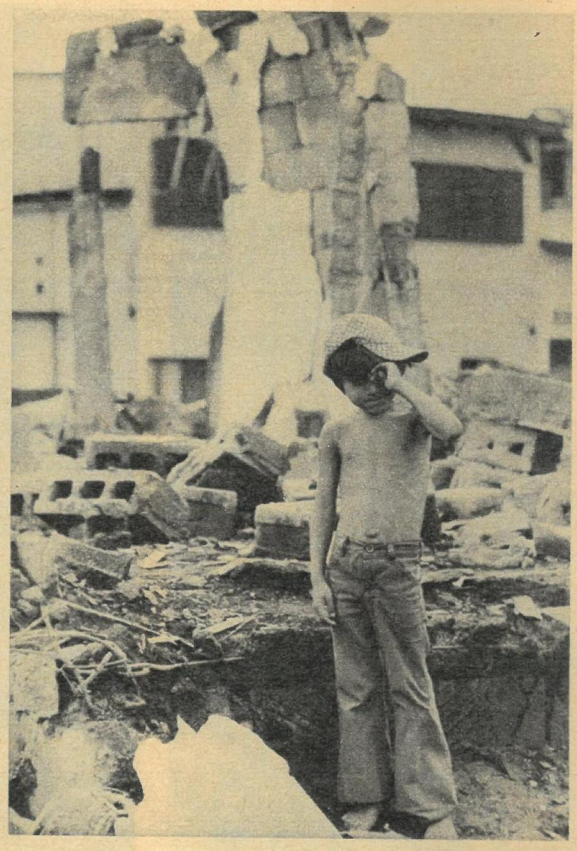
2

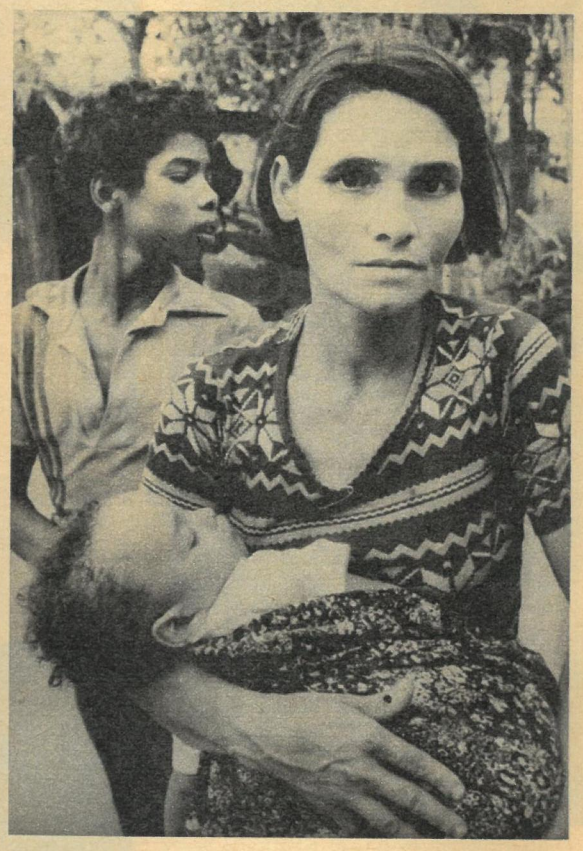
3

1. Rotschwarze Sonntage. Die freiwilligen Arbeitseinsätze werden nach den Nationalfarben benannt.

2. Milch für die Kinder. Eine der ersten Maßnahmen der Sandinisten nach dem Sieg.

3. Alphabetisierung eines Volkes. Der achtzigjährige Bauer lernte für seine Enkel lesen und schreiben.





Sandinos Enkel

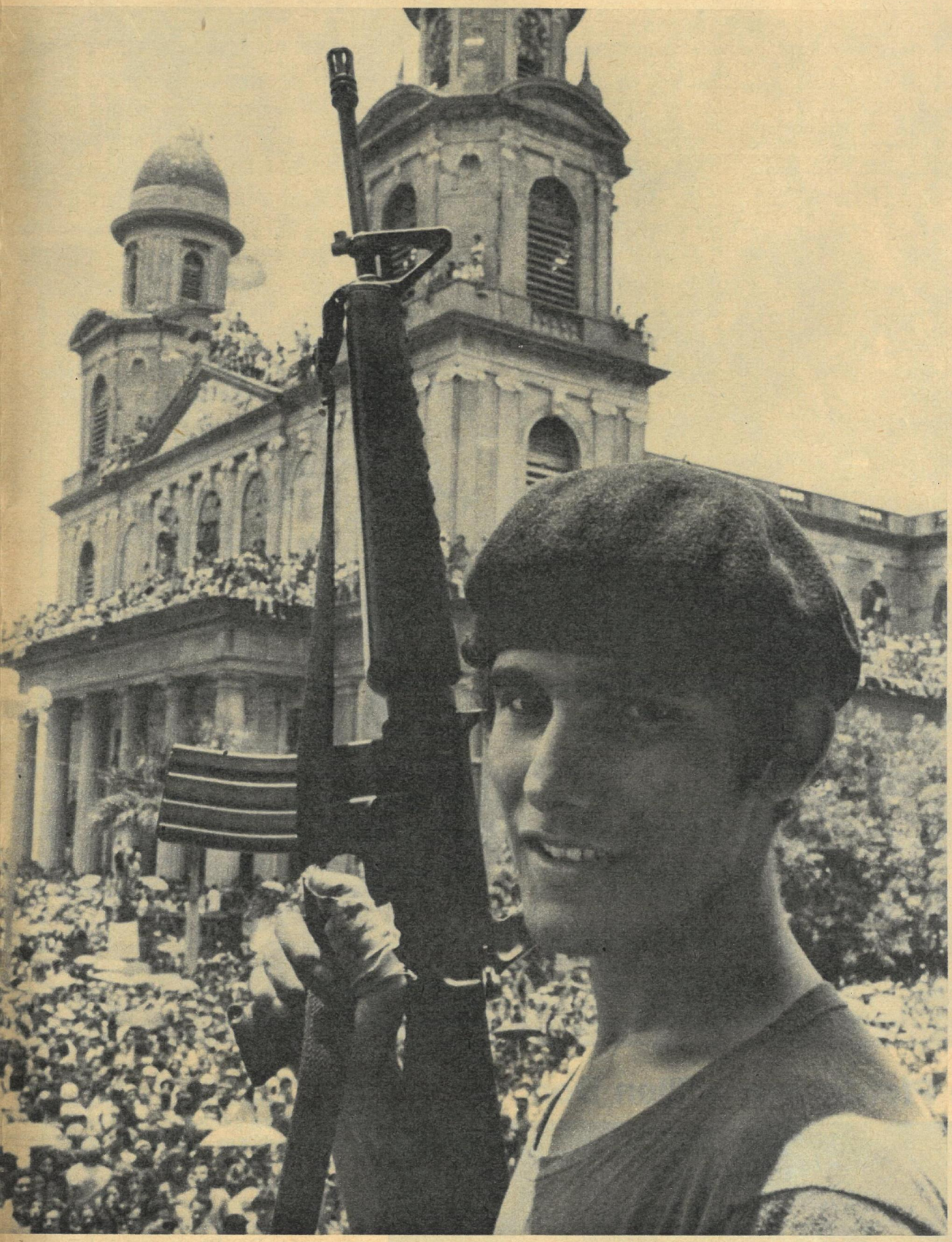
Als das Flugzeug ausrollte, setzte auf dem Platz eine wilde Schießerei ein. Die Passagiere duckten sich in die Sessel oder warfen sich auf den Boden. Als endlich einer riskierte, hinauszugucken, stellte er fest, daß dies kein Kampflärm war. Salut wurde geschossen! Die Sandinisten waren der Ansicht, in der Maschine reisten die noch erwarteten Mitglieder ihrer Regierung an. Die Journalisten kletterten heraus und erwarteten gemeinsam mit den Kämpfern die richtige Maschine. Der damalige mexikanische Präsident Lopez Portillo hatte sie zur Verfügung gestellt. Dies war der erste Tag, der Tag des Sieges, den Ulrich Kohls in Nikaragua erlebte.

Am nächsten Tag, am 20. Juli 1979, wurde der Sieg gefeiert. Am Nationalpalast in Managua, erinnert sich Ulrich Kohls, stand die Tribüne aus zusammengefahrenen LKW neben der Kathedrale. Die Begeisterung bleibt ihm unvergeßlich: 150 000 Menschen hatten sich eingefunden, hatten die Balkone, die Dächer, sogar die Türme der Kathedrale erklommen. (Foto rechts oben) Die nächste Siegeskundgebung wurde kurz darauf in der Heldenstadt Masaya begangen. Im Indioviertel der Stadt, in Monimbo, wohnen seit alters her Kunsthandwerker. Nicht nur kunstvolle Leder- und Holzarbeiten verstehen sie zu fertigen, sondern auch Sprengsätze, sogar Mörser. Hier in diesem Stadtteil von Masaya begann der bewaffnete Widerstand der Enkel des Generals Augusto Cesar Sandino, der 1934 von Somoza-Söldnern – in nordamerikanischem Einvernehmen! – ermordet worden war… Ulrich Kohls gehörte zu den Journalisten, denen Daniel Ortega den Bunker Somozas zeigte, in einen Berg hineingebaut, anscheinend uneinnehmbar. Die Folterstätten auf dem Berg.

In kurzen Abständen besuchte er das Land immer wieder, registrierte, wie die Sandinisten all das in wenigen Jahren vollbrachten, an das in der fünfundvierzigjährigen Zwangsherrschaft Somozas nie gedacht wurde: Die Alphabetisierung des Volkes, die Bodenreform, der Aufbau eines Gesundheitswesens.

Die Verteidigung der Revolution war Aufgabe von der ersten Stunde des Sieges bis heute. Neben der Volksarmee und den Volksmilizen leisten die Verteidigungskomitees, die größte Massenorganisation des Landes, einen bedeutenden Beitrag dazu. Wegen ihrer Einsatzbereitschaft erhielten sie die ehrenhafte Scherzbezeichnung „Auge, Ohr und Arm der Revolution".

„Ich war mehrfach in der nördlichsten Region des Landes, einer sehr fruchtbaren Gegend, in der



Bergbäche die Tabak- und Gemüsepflanzungen bewässern. Was man in Managua nicht so direkt spürt, das ist dort oben ganz bedrohlich nahe: Die Gefahr aus den USA, die sich über Honduras anschleicht. Barrikaden in den Straßen, Sandsäcke vor den Hauseingängen, Schützengräben. Wenn man die Bewohner fragt, wie denn der Kontakt zwischen der Volksarmee und den Einwohnern sei, gucken die einen ganz verständnislos an. Und antworten: ‚Aber wir alle sind doch das Volk!' Wenn die USA bisher nicht gewagt haben, Nikaragua direkt anzugreifen, dann doch wohl, weil sie wissen, daß nicht allein die Sandinistische Volksarmee, sondern alle Patrioten hinter dieser ihrer Regierung stehen."

Ulrich Kohls, der mit seinen Bildern die Solidarität für Nikaragua so unterstützt hat, bekam auf der Ausstellung in Berlin auch einen Sonderpreis des Solidaritätskomitees der DDR zuerkannt. *D. H.*

Im nächsten Heft:

Neuer Sammelbeitrag innerhalb der Serie „Völkerschaften der UdSSR"

Die Tuwinische ASSR ...

... wird in unserem 17. Sammelbeitrag innerhalb der langfristigen FW-Serie „Völkerschaften der UdSSR" vorgestellt. Auf 26 Seiten berichten FW-Reporter Gisela Reller (Text) und Detlev Steinberg (Fotos) über Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft der Völkerschaft, die genau im Zentrum Asiens lebt.

Wieder sind – **bei Auffinden des richtigen Lösungswortes** – Souvenirs aus dem fernen Tuwiner-Land und Geldpreise (1. Preis: 1000 Mark) zu gewinnen.

Foto: Detlev Steinberg

Neun Tage Hauptstadt

Reisenotizen aus Chelm, der Stadt, in der vor 40 Jahren das neue Polen ausgerufen wurde.

Das Zielfoto

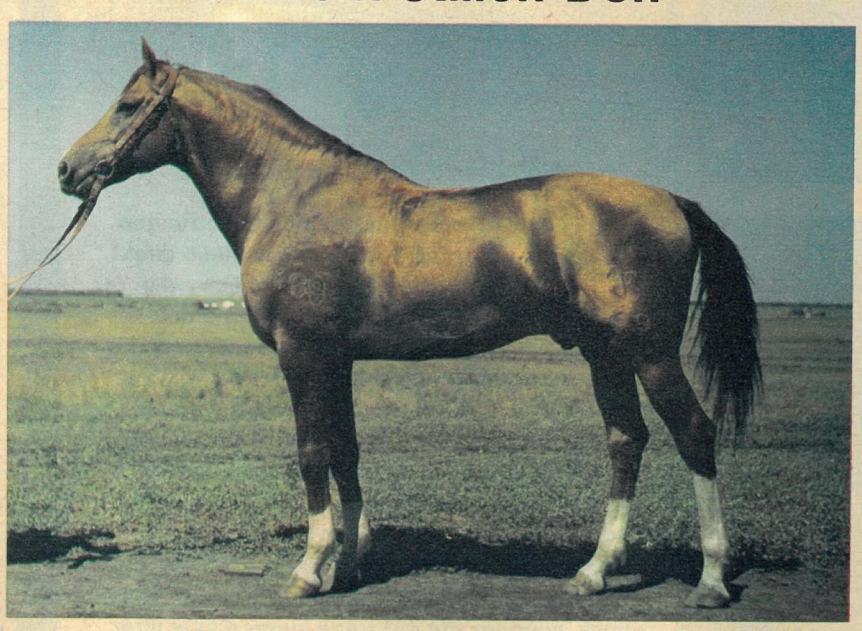
Von drei Rekorden – im Laufen, Springen und Werfen. Was schrieb nach Marian Woronins 9,99 s Hauptkampfrichter Piotr Wysocki ins Protokoll?

Für aktuell notwendige Änderungen in ihren Ausgaben bittet die Redaktion um Verständnis.

Die Pferde vom stillen Don

Ein Touristendampfer auf dem Don: Durch die Ferngläser der Passagiere zeigt sich zum Greifen nah ein Dabun, eine riesige Herde goldglänzender Don-Pferde: die legendären Pferde der Kosaken, die Zugpferde der im Bürgerkrieg gefürchteten Tatschankas – mit Maschinengewehren bestückte Kutschen, die, in meisterlicher Fahrkunst geführt, den Weißen Entsetzen einjagten. Untrennbar verbunden mit der Geschichte der Don-Pferde, die von Kosaken im 18. und 19. Jahrhundert herausgezüchtet wurden, ist das Datum des 28. November 1918, an dem der Revolutionäre Kriegsrat beschloß, die erste rote Kavalleriedivision aufzubauen. Ein Bauernsohn und Partisan, Semjon Michailowitsch Budjonny aus der Staniza Platowskaja, bei deren Befreiung er auch 270 Pferde erbeutete, wird ihr erster Stabschef, später Kommandeur der Roten Reiterarmee. Die ungewöhnlich harten und leistungsfähigen Don-Pferde, einst aus einheimischen Steppenpferden, Tieren des persischen Hochlands, aus Rennern der turkmenischen Wüsten und der Karabachischen Steppe in Aserbaidshan gezüchtet, sind Budjonnys Lieblinge. Ihrer züchterischen Verbesserung widmet er große Aufmerksamkeit. Das bedeutendste Gestüt der Don-Pferdezucht trägt seinen Namen. 29 000 reinrassige Don-Pferde und 43 000 Kreuzungsprodukte leben heute in den Steppen um Rostow, in Kirgisien und Kasachstan.

Hannes Schreiber



Der Don-Hengst Tschernomor aus dem Budjonny-Gestüt. Spitzenleistungen der Rasse sind 305 bis 311 Kilometer in 24 Stunden. Die Tatschanka (oben)

FREIE WELT **Pferde in der UdSSR 3**

UNSERE FRAGE:

„Rote Reiter voran" ist der Titel der Memoiren eines legendären Marschalls der Sowjetunion, die in hohen Auflagen auch im Militärverlag der DDR erschienen.

Wie heißt der Autor?

Antworten Sie bitte auf einer Postkarte mit dem Serien-Kennwort „Pferde in der UdSSR 3" an FREIE WELT, 1026 Berlin, Postfach 10. Einsendeschluß: 18. 7. 1984. Auflösung und Gewinner in Heft 16/84, Leserforum. Gewinnen können Sie 150 M, 100 M und 50 M. Viel Erfolg!

Fotos: W. M. Nikiforow